Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1866. — Einundzwanzigster Jahrgang. — 1866.

Dreiundzwanzigster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

Wien,
Albert Last.

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1866. — Einundzwanzigster Jahrgang. — 1866.

Dreiundzwanzigster Band.

Von Wien nach Vilagos.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.

Von Wien nach Vilagos.

Historischer Roman.

Von

Ferdinand Stolle.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Erstes Kapitel.

Unheimlich rauschte der Herbststurm in den Eichen des Bakonywaldes. Schon hüllte die Dämmerung Wald und Flur in eintöniges Grau, als auf einem der weniger bekannten Seitenwege, die neben der Straße, welche von Oedenburg nach Stuhlweißenburg führt, hinlaufen, zwei Wanderer schweigend daherkamen.

„Kaum kann ich noch weiter", unterbrach endlich der eine mit matter Stimme das Schweigen; „verstattet mir, Freund, ein wenig Rast." Damit suchte er sich eine Stelle auf einem Feldsteine, während der andere sich gleichfalls an der Seite des Steins niederließ.

„Gott sei gelobt", sagte der letztere, „schon sehe ich die Feuer des Vater Wamba; noch ein halb Stündchen und wir sind am Ziele und in Sicherheit."

Die beiden nächtlichen Wanderer waren Niemand anders als der Student Benno und seine Begleiterin

Etelka, die Tochter des Grafen Bardy, beide in ländliche Tracht gekleidet.

Nur mit äußerster Lebensgefahr war es den Beiden gelungen, den Mordscenen der Hauptstadt zu entkommen und ungarisches Gebiet zu erreichen. Nachdem die Kroaten raubend und mordend in Wien eingedrungen, hatte der Verräther Franz, der bereits eine Woche vorher zu dem Belagerungsheer übergegangen war — daher sein urplötzliches Verschwinden — einen Haufen Mordgesindel nach dem ziemlich versteckt gelegenen Hause seines Pflegevaters geführt, lediglich in der teuflischen Absicht, Etelka in seine Gewalt zu bekommen und, falls das Mädchen seine Liebe nicht erwidern sollte, dasselbe als ungarische Spionin den Kriegsgerichten zu überliefern und nöthigenfalls auch zu ermorden. Nur dem Heldenmuthe der beiden Akademiker Benno und Arno war es gelungen, ihren Schützling den Händen der bereits ins Haus dringenden wilden Banden zu entreißen. Der edle Arno hatte dabei seinen Tod gefunden und Benno eine nicht unbedeutende Wunde am Oberarm davongetragen. Die junge Gräfin aber war gerettet. Begünstigt von einer stürmischen Herbstnacht hatten die Beiden Gelegenheit gefunden, Wien zu verlassen, und den Weg über Oedenburg nach dem Bakonywalde eingeschlagen.

„Vater Wamba“, sprach Benno, „kann es mir

nicht vergessen haben, daß ich ihn, als er diesen Sommer in Wien war, um Einkäufe zu machen, einem Pöbelhaufen, der ihn für einen kroatischen Spion hielt, zu entreißen und nach der Aula in Sicherheit zu bringen strebte. Der alte Mann hat mir aus Dankbarkeit ein Amulet hinterlassen, welches mir alle Zigeunerfamilien auf Erden zu Freunden macht. „Wenn Ihr je einmal im Leben Schutz und Sicherheit bedürft", sprach der dankbare Alte beim Abschied, „so kommt zum Vater Wamba, der bis zur Weihnachtszeit im nordwestlichen Saume des Bakonywaldes rastet, und keine Macht der Erde soll Euch ein Haar Eures Hauptes krümmen.""

„Was macht Eure Wunde?" fragte theilnehmend Etelka. „Soll ich den Verband erneuern?"

„Noch ist es nicht nöthig, Gräfin."

„O nennt mich nicht so", bat sanft die Jungfrau. „Ihr thut mir weh. Ich bin jetzt nichts als eine Unglückliche. Nennt mich Etelka, wie ich im Vaterhause gerufen wurde."

„Unglücklich?" entgegnete Benno. „Jetzt seid Ihr es nicht mehr. Ihr lebt wieder in Eurem Vaterlande, das noch unbesiegt dasteht, ein Hort der Freiheit. Nennt mich so, denn ich bin es, wenn ich meiner deutschen Brüder und meines deutschen Wien gedenke."

„Und Ihr beabsichtigt wirklich an einen Ort zurück-

zukehren, wo dermalen nichts herrscht als Graus und Verwüstung und brutale Gewalt, und wo Ihr für jetzt der guten Sache nicht einmal etwas nützen könnt, sondern Euch nur der Gefahr aussetzt, vor das erste beste Kriegsgericht gestellt zu werden?"

„Erst muß ich Euch in vollkommener Sicherheit wissen", erwiderte der junge Deutsche. „Was ich alsdann beginne, steht noch in Gottes Hand."

„Bleibt bei meinem Volke", bat in weichem Schmeicheltone die schöne Ungarin; „wir bedürfen jetzt solcher wackerer Kämpfer; Ihr fechtet da ja für dieselbe Freiheit, für die Ihr in den Reihen Eurer deutschen Brüder zeither gekämpft habt. Doch jetzt reicht mir Eure Hand, daß ich mich wieder auf meine zwei Füße stelle."

Die Beiden setzten ihre Wanderung fort. Die Nacht ward immer dunkler unb stürmischer. Nur von Zeit zu Zeit fiel ein schwacher Strahl des abnehmenden Mondes durch zerrissene Wolken. Plötzlich blieb Benno stehen.

„Was war das für ein gräßliches Geheul?"

„Es sind die Wölfe", antwortete ruhig Etelka.

„Gott, und wir sind ohne Waffen!"

„Fürchtet nichts, mein Freund", beruhigte das Mädchen; „diese Stimmen kenne ich. Sie klingen gefahrdrohender, als sie in Wirklichkeit sind. Unsere Wölfe

wagen sich nur dann in die Ebene, wenn sie vom Hunger gepeinigt werden. Ueber Hunger haben sich die Wölfe des Bakonywaldes nie zu beklagen. Sie wittern nur die Hunde des Zigeunerlagers, und das sind ihre natürlichen Feinde."

Man kam dem in einsamer Nacht lodernden Feuer immer näher. Plötzlich erhob sich aus einer Vertiefung eine lange unheimliche Gestalt, welche den beiden Wanderern in den Weg trat.

„Wohin die Reise?" fragte eine rauhe Stimme.

„Zum Vater Wamba", war Benno's unerschrockene Antwort.

„Was soll's mit diesem?" fuhr die Stimme noch immer unfreundlich fort.

„Er soll uns Schutz gewähren."

„Wenn das ist", erwiderte die Gestalt in milderem Tone, „werde ich Euch geleiten, damit Ihr von den herumschweifenden Hunden keinen Schaden leidet."

Damit schritt sie voran und Benno und Etelka folgten. In der That kamen ihnen auch nach einigen hundert Schritten große zottige Wolfshunde knurrend entgegengesprungen, welche die Ankömmlinge unheimlich umschnoberten. Auf einige Worte des Ratko, so hieß der zum Zigeunerlager gehörige nächtliche Führer, thaten sie kein Leid, sondern trabten friedlich wie ein paar treue Wächter nebenher.

Vor den unterschiedlichen Zelten und Baracken des Lagers brannten die Feuer, um welche Männer, Weiber, Kinder in dem romantischsten Costüm gelagert waren, die sich mit allerhand Handarbeiten beschäftigten. Hier und da ward auch gesungen und einige junge Paare tanzten nach einfachen, aber sehr fremdartig klingenden Instrumenten, unter welchen die Tambura eine Hauptrolle spielte.

Das umfangreichste Feuer lohte vor dem Zelte des Häuptlings, des alten Wamba, welcher selbst auf einer Art Lehnsessel saß, wie ein König auf dem Throne, bald gute Lehren ertheilend, Recht sprechend und wohl auch Strafen zuerkennend. Die geringste Uebertretung der Gesetze fand in ihm einen strengen Richter.

Von dem einen Feuer her ließ sich eine schöne Baritonstimme vernehmen, die keiner Oper der civilisirten Welt zur Unehre gereicht haben würde. Der Text des Gesangs lautete ungefähr:

Fern von Liebe, Lust und Leben
Weil' ich hier im düstern Wald,
Wo im Sturm die Eichen beben
Und der Wölfe Heulen schallt.
Sonnenschein und Sturmeswüthen
Schwärzen Brust mir und Gesicht,
Und die borst'ge Heerde hüten
Im Gebüsch ist meine Pflicht.
Keine Menschenstimme dringet

Durch die Oede an mein Ohr.
Selbst das Vöglein flieht und singet
Lieber fern in Busch und Rohr.
Aus dem Thale nur zuweilen
Dringt herauf der Glockenklang.

Benno und Etelka nebst ihrem Führer waren stehen geblieben, um der wunderschönen Stimme zu lauschen und Ratko erklärte: „Es ist das Lied eines Kanasz des Bakonywaldes.“

Als der Häuptling von der Ankunft der nächtlichen Fremdlinge Kunde erhielt, verließ er seinen Platz und kam ihnen mit finsterer Miene entgegen. Doch kaum hatte er einen Blick auf Benno geworfen, als er vor Freude wie berauscht war. Er stieß in ein Horn, das an seiner Seite hing. Sofort eilte das ganze Lager zusammen und umringte kreisartig die beiden Ankömmlinge. Wamba beschrieb mit der Hand einige Zeichen in der Luft, die von sämmtlichen Zigeunern und Zigeunerinnen wiederholt wurden. Dann brach er ein mit Salz bestreutes Brod, das man ihm dargereicht hatte, und gab die eine Hälfte Benno, die andere Etelka. Alle diese symbolischen Ceremonien deuteten an, daß die zwei Fremdlinge als Gastfreunde der Zigeuner aufgenommen seien und daß jedes Mitglied der Gesellschaft mit seinem Leben für die Sicherheit der Aufgenommenen einzustehen bereit sei.

Kaum hatte eine der Zigeunerinnen Benno's verbundenen Arm bemerkt, als sie mit einer Geschicklichkeit, die einem geübten Wundarzt zur Ehre gereicht haben würde, den Verband löste und die Wunde untersuchte.

„Aha", rief sie, „ein Kroatenhandschar; diese kennen wir. Zum Glück nur ein Streifstoß, den mein Umschlag bald ungeschehen machen wird."

Sie wusch hierauf die Wunde mit lauwarmem Wasser, legte aromatisch duftende Kräuter auf und bald verspürte Benno die wohlthätige Wirkung des Umschlags. Das Brennen der Wunde ließ nach und das Fieber, das ihn in den Abendstunden zu beschleichen pflegte, nahm wunderbar ab.

In dem ziemlich geräumigen Zelte des Häuptlings befand sich ein durch Leinwandverschläge abgesondertes Gemach, das mit besonderer Sorgfalt und selbst nicht ohne einigen Luxus ausgestattet war. Es fehlte selbst an Ottomanen und Spiegeln nicht. Es war das Gastzimmer für vornehmen Besuch. Hierher geleitete Wamba seine Gäste und Benno mußte ihm gegenüber auf dem Ehrensitze Platz nehmen, während Etelka ihre sehr ermüdeten Glieder auf der einen Ottomane behaglich ausstreckte. Das Mädchen hatte ihr Gesicht so unkenntlich gemacht, daß man von dessen Schönheit keine Ahnung

hatte, und selbst ihr Geschlecht blieb den Zigeunern ein Geheimniß.

Nachdem Benno dem Häuptling über das Schicksal Wiens und über sein eigenes nähere Mittheilung gemacht, ward der alte Wamba sehr ernst und sein Gesicht drückte selbst Besorgniß aus. „Wenn dem so ist und Ihr Wiener Flüchtlinge", sagte er, „so seid Ihr selbst bei mir nicht sicher, selbst wenn sich meine Leute für Euch in Stücke hauen lassen wollten. Die Kroaten durchstreifen die ganze Gegend und morden Alles, was von Deutschen oder Ungarn in ihre Hände fällt. Hat man doch selbst meine Zelte schon wiederholt auf das genaueste durchsucht. Ja", fuhr er fort, „wie leid es mir thut, aber Ihr müßt noch diese Nacht die hiesige Gegend verlassen, da wir keinen Augenblick sicher sind, von den herumstreifenden bösen Gesellen, die bei ihrer Raublust zwischen Tag und Nacht keinen Unterschied machen, überfallen zu werden. Doch bringe ich Euch binnen ein paar Stunden an einen Ort, wo Ihr so sicher sitzt wie in Abraham's Schooß."

Zugleich befahl er die Feuer auszulöschen, damit sie nicht ungebetenen Gästen als Wegweiser dienen möchten, und ließ die Rappen anspannen.

„Und wohin gedenkt Ihr uns zu bringen?" fragte Benno, welchem bei seiner Ermüdung die Mittheilung

des Alten nicht eben angenehm klang, dem aber gleichwohl die Sicherheit Etelka's vor allem am Herzen lag.

„Nach Bakony-Bel", war die Antwort Wamba's, „in das sogenannte Eingeweide des Bakonywaldes, eine Abtei, die diesen Namen führt, weil sie fast in der Mitte des ungeheuren Waldes gelegen ist. Sie steht neben ihrer Schwester Tichang am Plattensee unter dem besondern Schutze des Patriarchen Rajacic, und wollte ich's keinem Kroaten gerathen haben, ohne Erlaubniß des Abtes die Schwelle dieses friedlichen Asyls zu überschreiten. Zudem sind die Mönche daselbst die gutmüthigsten Leute von der Welt, die weder nach dem Glaubensbekenntnisse noch sonstiger Paßlegitimation des bei ihnen Schutzsuchenden fragen. Dort könnt Ihr nicht nur Eure Wunde in Ruhe heilen, sondern findet auch von da aus die beste Gelegenheit, das Innere Ungarns ohne große Gefahr zu erreichen. Es thut mir wahrhaft leid", fügte er hinzu, „Euch die ersehnte Ruhe nicht sofort gönnen zu dürfen und meine Gastfreundschaft auf so kurze Zeit beschränken zu müssen, aber Euer Wohl und Eure Sicherheit liegen mir doch noch mehr am Herzen als Eure Müdigkeit. Uebrigens ruht sich's in meinem Gespann ganz passabel und meine Rappen treten wacker auf, sodaß wir binnen drei Stunden an Ort und Stelle sind."

Etelka, noch ermüdeter als Benno, wollte die große

Gefahr nicht zugestehen, vor welcher der alte Häuptling warnte. Dieser aber entgegnete: „Ihr kennt, junger Freund, diese zügellosen Banden nicht. Ihr wäret verloren, namentlich wenn man in Euch Wiener Flüchtlinge ausspionirte. Seid Ihr auch sicher, daß Ihr nicht vielleicht gar verfolgt werdet?"

„Eine Verfolgung", meinte Benno, „könnte nur von einem Bösewichte herrühren, der uns in Wien verrathen hat. Aber wie sollte ihm die Richtung bekannt geworden sein, die wir genommen! Um so unbekannt wie möglich zu bleiben, haben wir den langen Weg fast immer zu Fuß zurückgelegt."

„Wie dem sei", versetzte der Alte, dem die Besorgniß noch immer nicht schwinden wollte, „besser bewahrt als beklagt. Erquickt Euch mit Speise und Trank, aber dann unverzüglich nach Bakony-Bel."

Eine junge Zigeunerin hatte inzwischen das Mahl bereitet, und auch an einem Becher guten Erlauers war kein Mangel.

„Ihr müßt mit Zigeunerkost vorlieb nehmen", sagte der Häuptling, „eine Wiener Küche ist es freilich nicht."

Die Feuer waren erloschen und tiefe Stille der Nacht auf das Lager herabgesunken. Der gute Wamba hatte sich's trotz seiner vorgerückten Jahre nicht nehmen lassen, den Wagenlenker selbst zu machen.

Als Benno die Besorgniß aussprach, ob solche Nachtfahrt für sein Alter nicht zu beschwerlich sei, fühlte sich der Alte ordentlich beleidigt.

„Wer kann Euch denn besser fahren“, fragte er, „als der alte Wamba, der seit länger denn vierzig Jahren mit jeder Eiche im Bakonywalde Brüderschaft gemacht hat, dem kein Wassertümpel, kein Sumpf und Schleichweg unbekannt ist?“

Die nächtliche Reise ward trotz der Ermüdung der beiden Flüchtlinge angetreten. Bereits nach einer Viertelstunde hatte man die ersten Eichen des Bakonywaldes erreicht. Obschon an einen civilisirten Fahrweg nicht zu denken war, wußte doch der geschickte Rosselenker immer eine Spur ausfindig zu machen, wo ein Fortkommen ganz leidlich, sodaß man ziemlich rasch vorwärts kam.

Plötzlich rief Benno: „Herr des Himmels, was ist das?“

In der Richtung nach Oedenburg begann der Himmel blutroth zu glühen. Bald erkannte man deutlich, wie die einzelnen Feuergarben aus den Wohnungen emporstiegen.

„Hab ich's nicht gesagt?“ sprach Wamba. „Die Bestien sind uns näher, als ich selbst geglaubt. Es ist die Puszta Tolna, die wir dort brennen sehen. Ehe der Tag graut, haben wir die Kroaten hier und meine Leute werden

einen harten Stand haben. Es war hohe Zeit, daß wir ihnen aus dem Wege gingen."

Man drang immer tiefer in den Wald ein. Bald umgab die dichteste Finsterniß das Fuhrwerk und in den Kronen der alten Eichen sang der Herbststurm sein ungastlich Lied. Nur einem so bewährten Führer wie Wamba war es bei dieser totalen Dunkelheit eine Möglichkeit, den Weg nicht zu verfehlen und in dieser Wildniß sich zurecht zu finden. Er verlor dabei seinen Humor nicht und sagte: „Bald werdet Ihr ein ander Feuerwerk zu schauen bekommen. Laßt Euch nicht beirren, wenn zu beiden Seiten unseres Weges Lichter sichtbar werden. Es sind die Augen der Wölfe, die unsere getreulichen Begleiter sein werden bis Bakony-Bel. Aber sie wagen keinen Angriff, weil meine beiden Wolfspacker Nimrod und Ajax nebenher traben."

„Diese Lichter", versetzte Etelka, „sind mir aus meiner Heimat nichts Neues, oft waren sie unsere Begleiter, wenn ich mit Vater oder Brüdern des Nachts durch die Wälder fuhr. Aber auch unsere Hunde hielten sie stets in gehörigem Respect."

Diese unheimlichen Lichter wurden nur zu bald sichtbar. Ihre Anzahl nahm zu, je tiefer man in den Wald eindrang. Sie kamen zuweilen dem Gespann selbst in nicht unbedenkliche Nähe.

„Weiß der Satan“, sprach Wamba, „was diese Bestien heute für einen Narren an uns gefressen haben! Meine wohlgenährten Rappen scheinen ihren Appetit zu reizen.“

Plötzlich wurden eine Anzahl solcher Lichter auch im Vordergrunde sichtbar, ein Manöver, als beabsichtigten die unheimlichen Gesellen dem Fuhrwerk den Weg zu verrennen. Den alten Wamba schreckte das indeß nicht im geringsten.

„Incommodirt Euch nicht“, sprach er, „Eure Schliche kennt man.“ Damit entzündete er einen kleinen Feuerwerkskörper und warf denselben gegen die Lichter im Vordergrunde. Zischend, knatternd und knallend sprangen Brillantkugeln und Schwärmer herum, welche die dichte Finsterniß und Wildniß momentan erst recht erkennen ließen.

Eine allgemeine Flucht erfolgte. Die Bestien, von dem Lichtglanz geblendet, brachen nach allen Seiten hin durch das Unterholz. Rauschend schlugen die gebogenen Zweige an einander. Kaum aber hatten die Wölfe eine Strecke zurückgelegt, als sie in einiger Entfernung ihren Unmuth durch vernehmliches Geheul zu erkennen gaben.

„Heult, soviel ihr Lust habt“, lachte Wamba, „aber laßt uns ungeschoren. Wir finden den Weg auch ohne euch.“

In der That ließen auch die Wölfe eine geraume Zeit lang das Fuhrwerk unbehelligt, und der Wagenlenker erhielt Muße, seinem Begleiter Benno — Etelka war vor allzu großer Müdigkeit in sanften Schlaf gesunken — Einiges über die Eigenthümlichkeiten des Bakonywaldes und dessen Bewohner mitzutheilen.

„In dieser ungeheuern Waldung", erzählte er, „wird fast nur Schweinezucht getrieben. Schon als Kinder lernen diese Kanasz — das ist der Name dieser Art von ungarischen Hirten — nichts als Schweine hüten, weder lesen noch schreiben, und als herangewachsene Männer dreht sich ihr ganzes Dasein fast nur um die Zucht der borstigen Gesellen. So leben sie auch in der Regel von nichts als Speck und Schweinefleisch, das sie aber dergestalt mit Paprika würzen, daß außer ihnen kein Menschenkind im Stande ist, auch nur einen Bissen hinunterzubringen. Sie führen dabei ein zügelloses und hartes Leben und verweilen bei gutem wie schlechtem Wetter Tag und Nacht im Walde. Es ist daher kein Wunder, wenn sie große Freunde der Freiheit und Gleichheit sind. Zugleich gelten sie als arge Trotzköpfe."

„Ich habe mir immer sagen lassen", warf Benno dazwischen, „daß die Kanasz auch gefährliche Räuber wären."

„Es ist nicht so schlimm", war die Antwort. „Bür-

ger- und Bauersleuten zum Beispiel thun sie gar nichts zu leide und lassen sie friedlich ihres Weges ziehen; auch vor den geistlichen Herren haben sie Respect. Freilich was die reichen Edelleute auf den benachbarten Landgütern anlangt, da sind sie hinsichtlich des Mein und Dein weniger scrupulös. Es sind wohl kaum zwei Jahre her, als sie ein herrschaftliches Castell überfielen und daselbst tüchtig und derb zulangten. Der Raub belief sich auf zwanzigtausend Gulden. Es kam ihnen jedoch nicht lange zu gute. Bereits nach wenig Monaten sah man die Spatzen auf ihren Schädeln sitzen. Man kann daher nicht sagen, daß der Bakonywald nichts als Räuber beherberge; aber es treiben sich in ihm stets auch Gesellen herum, die zum Raube nur zu aufgelegt sind. Man kann sich jedoch vor ihnen ungemein schützen, wenn man ein gewisses Vertrauen zeigt, sie in ihren Waldhütten und bei ihren Waldfeuern aufsucht und sich in vertrauliche Gespräche einläßt. Dann sind sie die offenherzigsten, ehrlichsten und gastfreundlichsten Leute von der Welt. Ich habe sie oft auf diese Weise besucht und ganz angenehme Stunden unter ihnen verlebt. Man muß sie nur gleich mit den Worten „Guten Tag, Gevattersleute" anreden, das hören sie gern. Sie erwidern sofort: „Guten Tag, Gevatter", und man ist ihr Mann. Sie schleppen Wein und Paprikaspeck herbei und sind

überglücklich, wenn der Gast nicht spröde thut, sondern tüchtig zulangt."

„Was versteht man denn bei diesen Bakonybewohnern unter dem sogenannten Hackerl", erkundigte sich Benno, „von dem ich so viel habe erzählen hören und womit sie Wunderdinge verrichten sollen?"

„Ah, der Czakany?" erwiderte Wamba. „Allerdings, das ist ihre Hauptwaffe. Dieses Hackerl, wie es die Oesterreicher nennen, ist ein kleines, zierlich geformtes eisernes Beil an einem anderthalbelligen Stiele. Gewöhnlich gebraucht man dasselbe als Spazierstock, dann auch als Hirtenstab, auch um Holz damit zu fällen. Auch bei Wurfübungen spielt das Hackerl eine Hauptrolle. Man wirft es nach einem Ziele und erlangt durch jahrelange Uebung eine außerordentliche Fertigkeit darin. Auf dreißig bis vierzig Schritte trifft der Kanasz jeden beliebigen Gegenstand auf ein Haar. Ich habe selbst in Pesth einmal einen sehr merkwürdigen Fall erlebt. Ein paar Kanasz hatten zwei Büffel nach der Hauptstadt zum Verkauf getrieben, denn zuweilen versteigen sie sich von ihren Borstenthieren in die höhere Naturgeschichte. Die beiden Büffel waren wüthend geworden und durchgegangen Sie kamen in vollem Galopp den Bergweg von der Ofener Burg herab, jagten über die Donaubrücke und stürzten sich, auf dem

jenseitigen Ufer angelangt, mitten in das daselbst befindliche Marktgewühl. Die Kanasz waren zu Pferde hinterdrein. Der eine Büffel stürzte endlich und ward bald überwältigt, der andere aber wüthete zwischen den Marktzelten, Alles über den Haufen werfend und zertretend. Da es kein anderes Mittel gab, des wüthenden Thieres Herr zu werden, warf endlich der eine Kanasz und zwar vom Pferde aus sein Hackerl mitten in das sich überstürzende Menschengewühl und traf den Büffel so glücklich ins Genick, daß er sofort zusammenbrach."

„Stammt aus dieser Bakonybevölkerung nicht auch der berühmte Schobri?" erkundigte sich Benno.

„Allerdings", versetzte Wamba. „Schobri war ein junger schöner Mensch von zweiundzwanzig Jahren. Er hatte binnen der drei Jahre seiner thatenreichen Laufbahn sämmtliche Meierhöfe und Edelsitze in der Nähe des Bakonywaldes unsicher gemacht und Angst und Schrecken in weiter Umgegend verbreitet. Es währte lange Zeit, ehe man seiner und seiner vornehmsten Genossen habhaft werden konnte. Denn diese Kerle waren ebenso schlau als kühn, und außerdem halfen ihnen die Bauern, wie das zu gehen pflegt, überall durch. Die Weinschenken machten die Hehler und Müller und Meierhofspächter wußten sich mit ihnen abzufinden. Endlich wurden sämmtliche Panduren der umliegenden Comitate nebst zahl-

reichem Militär gegen die Bande aufgeboten. Die Räuber wurden umzingelt und nach blutigem Gefecht vollständig besiegt."

„Und Schobri selbst", fragte Benno, „was ist aus ihm geworden?"

„Die Meinungen darüber sind getheilt", erwiderte Wamba. „Einige behaupten, er habe sich durchgeschlagen und sei mit großen Schätzen nach Amerika entkommen, wo er noch lebe; Andere meinen, er habe sich selbst getödtet, nachdem er die Niederlage der Seinigen gesehen; wieder Andere wollen wissen, er sei im Gefecht von den Truppen erschossen werden, was auch wohl das Wahrscheinlichste ist. Viele der Räuber wurden erschlagen, viele andere der Bande aber gar nicht als Räuber erkannt. Sie kehrten ruhig zu ihren Schweinen zurück und sind jetzt wieder ehrliche Kanasz. Die abenteuerlichen Thaten des Schobri gewähren aber heute noch den Bewohnern des Bakonywaldes sehr ergiebigen Stoff zur Unterhaltung. Auch viele andere romantische Geschichten von den Burgen und Burgruinen am Rande des Bakonywaldes wissen die Kanasz zu erzählen. Sie selbst haben mir manche mitgetheilt."

„Habt Ihr vielleicht eine im Gedächtniß?" fragte Benno. „Ich höre dergleichen nur zu gern."

„Warum nicht", versetzte Wamba und erzählte:

„Nicht weit vom Plattensee, in der Nähe von Topolya, erheben sich zwei kegelartige Berge, die mit Ruinen gekrönt sind, welche sich, zumal bei untergehender Sonne, wo sie wie im rothen Feuer glühen, sehr malerisch ausnehmen. Diese Ruinen waren in uralten Zeiten prächtige Schlösser. In dem einen wohnte ein Graf Namens Gyalasi, das andere gehörte einer jungen schönen Herrin, Erzsebet geheißen. In der letztern Herzen erglühte eine heftige Liebe für ihren Nachbar, die aber von diesem nicht erwidert wurde. Er verschmähte die Hand der Gräfin und holte sich eine schöne Gemahlin aus fernem Lande, mit welcher er sehr glücklich lebte. Erzsebet vermochte dieses Glück der beiden Leute nicht zu ertragen und ihre heftige Liebe verwandelte sich in ebenso heftigen Haß. Sie sann Tag und Nacht, wie sie das Glück ihrer Nebenbuhlerin zerstören möge. Eines Tages bot sich hierzu die Gelegenheit. Der Bruder der jungen Gräfin Flora war aus fernen Landen zu seiner Schwester auf Besuch gekommen. Der Graf befand sich leider bereits seit mehreren Tagen abwesend auf der Jagd. Erzsebet, als sie davon hörte, baute darauf ihren Plan der Rache. Sie begab sich auf das Schloß ihrer Nachbarin und heuchelte den Geschwistern ihre Freude ob des glücklichen Wiedersehens. Zu gleicher Zeit hatte sie aber ihre Späher aufgestellt, um des Grafen Rückkehr von der Jagd zur rechten Zeit zu

erfahren. Als sein Herannahen ihr gemeldet ward, nahm sie rasch Abschied von dem Geschwisterpaare und ritt dem Grafen entgegen. In einem Thale in der Nähe des Schlosses begegnete sie ihm. „Wehe Dir, Gyalafi", lautete ihre Rede, „ich komme von Deinem Schlosse, aber was mußte ich da sehen! Deine Gattin in den Armen eines Buhlen! Wehe Dir, warum hast Du meine Liebe und Treue verschmäht!" Damit gab sie ihrem Rosse die Sporen und sprengte davon. Der Graf traute nicht sofort den Worten der Dame. Aber er wollte sich doch überzeugen. Er ließ daher sein Gefolge zurück und ritt ganz still und unbemerkt in sein Schloß ein, um seine Gemahlin zu überraschen. Er trat leise in ihr Zimmer, aber wer malt seinen Schrecken! Flora saß in zärtlichster Unterhaltung neben einem jungen Ritter auf dem Sopha. Da übermannte den Grafen der Jähzorn. Er stürzte in tollem Wahne auf das nichtsahnende Paar und durchstieß mit dem Schwerte erst den Bruder und dann die Schwester. Der junge Ritter starb auf der Stelle, ohne einen Laut von sich zu geben, Flora aber hauchte sterbend die Worte: „Ach, mein theurer Bruder! Wehe, wehe, mein Gemahl!" Zu spät erkannte der Graf, zu welcher herzzerreißenden That ihn sein Zorn und die böse Erzsebet verleitet hatten. Die höchste Verzweiflung überkam ihn. Er bedeckte seinen Schwager und seine Gemahlin mit Küssen.

Dann ergriff ihn die Wuth, an Erzsebet Rache zu nehmen. Aber diese letztere war bereits den Rachegöttern zur Beute anheimgefallen. In der Hast, ihre Burg möglichst schnell zu erreichen, hatte sie einen Nebenpfad eingeschlagen, war dabei einem Abgrunde zu nahe gekommen und in denselben gestürzt. Man brachte sie als Leiche auf ihr Schloß. Ghalasi, für welchen das Leben keinen Werth mehr hatte, tödtete sich selbst. Seit jener Zeit stehen jene Schlösser verödet und sind im Laufe der Jahrhunderte zu Ruinen geworden, die sich, wie gesagt, in der Abendsonne recht malerisch ausnehmen."

Gegen das Ende seiner Erzählung ward an Wamba einige Unruhe bemerkbar. Er brach wiederholt seine Rede ab, indem er den Kopf, gleichsam als schnappe er nach Luft, wiederholt in die Höhe hob. Benno, der dies bemerkte, erkundigte sich nach der Ursache.

„Es riecht nach Brand", gab der Wagenlenker zur Antwort. „Es wäre nicht das erste Mal, daß Unvorsichtigkeit oder Frevel ein groß Stück des Bakonywaldes in Asche legte. Das Schlimme ist nur, daß wir durch den Feuerherd leicht von unserm Ziel abgelenkt und zu einem bedeutenden Umwege gezwungen werden können, um nicht dem Teufel direct in die Hölle zu rennen."

Benno erhob sich im Wagen und hielt nach allen

Seiten hin Umschau. „Man sieht ja nirgends etwas von einem Feuer“, sprach er.

„Das fühlt man mehr“, belehrte Wamba, „als daß man es sieht, weil es wie eine giftige Schlange sich an der Erde fortwälzt. Wir müssen indeß bald erfahren, von woher die Gefahr droht. Die Wölfe sind da die besten Kundschafter.“

In der That wurde es auch bald wieder im Walde laut. Die Wölfe, welche seit dem feurigen Experiment, welches ihnen der mit ihrer Natur vertraute Wamba zum Besten gegeben, von dem Fuhrwerk abgelassen, machten sich wieder bemerkbar, nur mit dem Unterschiede, daß sie den Wagen unbehelligt ließen und sämmtlich nach einer und derselben Richtung mit großer Hast in den tiefern Wald flüchteten.

„Aha“, sagte Wamba, „also dorthinein brennt's; das ist mir lieb, da kommen wir mit einem blauen Auge davon.“

So geschah es. Sie erreichten wohlbehalten Bakony-Bel, ohne vom Waldbrande erreicht worden zu sein.

Zweites Kapitel.

Wir kehren, nachdem wir das große Wiener Trauerspiel haben vorüberziehen sehen und unsere beiden Flüchtlinge vor der Hand in Bakony-Bel wohlbehalten untergebracht wissen, nach einem der frühern Schauplätze unserer Erzählung zurück und zwar nach Jarovacz in Serbien, wo Ladislaus im Hause des Ranko so gastliche Aufnahme gefunden.

Unser Held ruhte im süßesten Schlummer. Er hatte in dem wüsten Kriegsleben lange nicht so ungestört sich der sorglosen Ruhe hingeben können. Rosige Traumgebilde umgaukelten ihn. Er träumte von tiefem Frieden, wie er als Knabe an den grünen Ufern der Donau in Gras und Blumen gespielt. Bilder seiner Heimat zogen vorüber und inmitten wandelte in aller Lieblichkeit die Tochter des Ranko. Sie stand lächelnd in einiger Entfernung und wollte ihn mit Blumen bewerfen. In der

Wirklichkeit stand auch Aloysia am Eingange des Gemachs, aber die Hand nicht voll Blumen, sondern mit blitzendem Dolche bewaffnet. Ihre Brust arbeitete krampfhaft, ihr Antlitz war geisterbleich. Bereits zum zweiten Male war die Tambura durch die Gassen erklungen.

Das Mädchen betrachtete mit stummem Entsetzen das träumende Antlitz. Wäre darin ein Zug von Rache oder Kampflust zu lesen gewesen, sie würde den dunklen Göttern dies Opfer gebracht und den Mordstahl gezückt haben; so aber ruhte es so friedvoll, so lächelnd, so sanft. Ladislaus träumte ja von Aloysia.

Sie hielt lauschend das Ohr an seinen Mund. Da vernahm sie ihren Namen, so leise und zärtlich, daß Thränen ihren Augen entstürzten.

Ein neuer furchtbarer Kampf begann in ihrem Innern. Kann sie den Mann morden, der ihr Alles, dessen seligstes Geheimniß sie jetzt errathen? Aber wenn sie ihn rettet, ist der Untergang der Ihrigen gewiß, und siegen sie, ist er verloren.

Und zum dritten Male tönt die Tambura, aber noch bleibt Alles still auf den Straßen.

Plötzlich erhebt sich von den Thürmen das mitternächtige Glockenläuten. Diese Glocken, bestimmt, das Lob des Herrn zum Himmel zu tragen, sie rufen zum Morde. Schauerlich klingen ihre Töne durch die Nacht.

Es wird waffenlaut. Die Serben brechen hervor. Ihre Frauen und Töchter haben Sorge getragen, daß alle Thüren der Häuser geöffnet sind. Die im Schlafe überraschten Magyaren greifen nach ihren Waffen, man hat sie versteckt, überdies die Läufe der Flinten mit Heu verstopft. Das Morden beginnt.

Mit wildem Geschrei naht sich auch ein Haufe, von Wukaschin angeführt, dem Hause des Ranko.

Aloysia vernimmt die nahenden Schritte. Sie sinkt, dem Wahnsinn nahe, in die Kniee. Immer näher kommt das Geschrei. Die Mörder dringen die Stiege herauf.

„Flieh, rette Dich“, ruft das Mädchen in Verzweiflung, den Geliebten aus dem Schlafe rüttelnd, „man will Dich morden.“

Ladislaus springt vom Lager, sein Schwert ist das Erste, was er erfaßt, das Zweite die rothe Kappe. Von Blumen und Küssen hat er geträumt und erwacht unter Schwertergeklirr.

„Flieh von hier“, schreit Aloysia, ihr langes gelöstes Haar fällt reich herab, das weiße Nachtgewand vermag die Reize ihrer Gestalt nicht zu verbergen.

„Du bist verrathen“, ruft sie mit steigender Angst, „flieh, flieh, folge mir.“

Es war zu spät.

Die Thür fällt in Trümmer, rother Fackelschein

erhellt grell das Gemach, wilde Gestalten werden sichtbar, Schwerter und Handschare blitzen.

„Rührt ihn nicht an", ruft Aloysia, mit wahnsinniger Gewalt sich zwischen die Waffen der Angreifenden werfend. Sie umschlingt flehend ihren Oheim Wukaschin.

„Verdirb, elende Meineidige", erwidert dieser kalt und schleudert das Mädchen von sich, daß es taumelnd zu den Füßen Ladislaus' stürzt. „Verdirb! Alle serbischen Frauen haben ihre Schuldigkeit gethan, nur Du hast uns verrathen, die Du geschworen."

„Ich lasse ihn nicht morden", fuhr Aloysia fort, den jungen Magyaren mit ihrem Leibe deckend; „ich war wahnsinnig, als ich Euch schwur, ich bin wahnsinnig jetzt, wo ich Euch widerstehe."

„Elende", riefen die Mörder, „verhülle Dein Antlitz und fliehe, daß Dich die Sonne nicht mehr bescheine."

„Nur über meine Leiche erreicht Ihr ihn!"

Damit kniete sie nieder und streckte ihre Arme schützend gegen den mordlustigen Haufen.

„So fahre zur Hölle", rief wüthend Wukaschin, sein Handschar blitzte und traf das Herz der Jungfrau, die blutend zu Boden sank.

Ladislaus, obschon aus tiefstem Schlafe aufgeschreckt, hatte gleichwohl seine Geistesgegenwart sofort wieder-

gefunden. Der feige Mord an dem Mädchen verlieh ihm Löwenkraft und Muth.

„Elende Meuchelmörder", schrie er, „ist das Soldatenart, wehrlose Jungfrauen zu morden? Versucht's mit Männern, feige Schurken!"

Damit stürzte er mit blitzender Klinge auf seine Gegner, die durch die That Wukaschin's, wodurch eine der gefeiertsten Patriotinnen zu Tode getroffen wurde, doch etwas bestürzt waren.

Bereits lagen mehrere der Eingedrungenen von Ladislaus' Schwert zu Boden gestreckt, ohne daß er selbst noch eine Wunde davongetragen, wie wiederholt auch Handschare nach ihm geworfen wurden.

„Memmen! Memmen!" schrie Wukaschin und warf sich mit gezückter Waffe auf den Magyaren; aber Ladislaus' Schwert kam ihm zuvor und auch er deckte mit seinem Leichnam den Boden.

Der Fall des Häuptlings erweckte die Serben aus ihrer ersten Betäubung.

„Rache! Rache!" tönte es von allen Seiten, und die Menge drang auf den allein fechtenden Jüngling ein. Es entstand ein Kampf, wie ihn nur die verzweifeltste Tapferkeit zu bestehen vermag. Der Magyar kämpfte nicht mehr, um zu siegen, sondern um sein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen. Bereits blutete er aus mehreren

Wunden. An ein Durchschlagen war nicht zu denken, denn immer neue Bewaffnete drangen ins Zimmer.

Da ertönte plötzlich im Hofe lauter, freudiger Eljenruf. Fünf Rothkappler, welche im Hause einquartiert gewesen, kamen, vom getreuen Janos geführt, ihrem Offizier zur Hülfe. Wie sie vom Lager aufgesprungen, fast ohne Bekleidung, nur die rothe Kappe auf dem Kopf und nur mit ihren Flinten bewaffnet, die Kolben hoch, warfen sie sich mit ihrer bekannten Tapferkeit auf die nächtlichen Mörder, unter welchen ihr Löwengrimm furchtbar wirthschaftete. Der meuchlerische Ueberfall hatte sie mit solcher Wuth erfüllt, daß die Serben nicht zu widerstehen vermochten. Bald war Ladislaus befreit und das Haus von den Mördern geräumt. Wukaschin und eine nicht unbedeutende Anzahl seiner Mordbande lagen theils todt, theils sterbend am Boden.

Aber auch in vielen andern Quartieren des Orts hatten sich die Rothkappler trotz des nächtlichen Ueberfalls nicht werfen lassen.

In den Straßen wirbelte bereits die Alarmtrommel, schmetterten die Trompeten zum Sammeln. Die Husaren warfen sich auf ihre ungesattelten Pferde. Die Infanterie bildete sofort Schlachtcolonnen und stürmte mit gefälltem Bajonett die Straßen entlang. Nichts vermochte den tapfern Schaaren zu widerstehen. Vor ihnen zerschmolz

die Zahl des Feindes. Hinter ihnen hörte die Schlacht auf. Nachdem die Serben nicht mehr im offenen Kampfe zu widerstehen vermochten, bauten sie Barrikaden; auch diese wurden genommen. Die Magyaren, ob des schändlichen Verraths wüthend, gaben keinen Pardon. Kein Gefangener ward gemacht. Es war ein Vernichtungskampf. Man warf Feuerbrände in Kirchen und Häuser. Bald loderte die rothe Flamme aus Giebeln und Dächern. Eine furchtbare Nacht. Gräßliche Beleuchtung. Ein schmerzlich Bild von menschlicher Leidenschaft.

Als der Morgen graute, standen die Magyaren auf offenem Felde außerhalb der Stadt. Die Serben lagen todt in Gassen und Häusern. Ueber den Todten brannte die Stadt, ungeheure Rauchwolken zum Morgenhimmel entsendend.

Von den gefallenen Bewohnern und Bewohnerinnen der Stadt ward nur eine einzige feierlich zur Erde bestattet. Es war Aloysia, die Tochter des Ranko.

Unter einer uralten Linde, die im Sommer kühlen Schatten beut und in deren Nähe ein Silberbächlein lieblich über Kiesel rieselt, gruben unter Janos' Anleitung fünf Rothkappler ein Grab. Der treue Diener weinte wie ein Kind. Das schöne Mädchen war ja für seinen Herrn gestorben.

In einiger Entfernung vom Grabe stand Ladislaus'

Compagnie. In drei Salven rollte das Ehrenfeuer durch die stille Morgenluft. Es galt der gefallenen serbischen Patriotin, die wegen ihrer Tapferkeit und ihres Heldenmuths auch bei den Magyaren in Achtung stand.

Ladislaus selbst schaute still und in sich gekehrt nach der aufgehenden Sonne. Er hatte die Geliebte wiedergefunden, um sie für immer zu verlieren.

Der Oberst kam herangeritten, und als er bei der Compagnie angelangt war, zog er seine rothe Kappe. Diese Truppe bestand aus den erlesensten Tapfern.

Wie er den Hauptmann erschaute, der nach seinem heldenhaften Kampfe so kummervoll und niedergeschlagen dastand, fragte er theilnehmend: „Hast Du eine Wunde bekommen, mein guter Sohn, daß Du so blaß aussiehst?"

Statt aller Antwort legte Ladislaus die Hand aufs Herz.

Da stieg der Oberst, der von dem Opfertode des Mädchens Kunde erhalten, vom Pferde.

„Bring Deine Wunde her", sprach er, „daß ich sie verbinde."

Ladislaus trat näher und der Oberst schmückte die Brust des Jünglings mit dem Ehrenzeichen der Tapfer-

keit, dem rothen Bande mit silbernem Kranze. „Das ist", sagte er bewegt, „der einzige Balsam, den ich auf Deine Wunde legen kann."

Noch selbigen Tag zog das Heer weiter in die Gegend der Römerschanzen.

Drittes Kapitel.

In den ersten Tagen des November brach Windischgrätz gegen die ungarische Grenze auf. Das Strafgericht, welches er über die Hauptstadt Oesterreichs gehalten, sollte jetzt auch den revolutionären Ungarn zu Theil werden. Die kaiserliche Armee überschritt den Grenzfluß Leitha auf verschiedenen Punkten und überall zogen sich die Magyaren zurück. Der anfängliche Plan, Preßburg zu halten, ward aufgegeben. Der Schnee fiel in großen Flocken und der Wind wehte eisig, sodaß den Reitern die Füße an den Steigbügeln anfroren. Die vorgerückte Jahreszeit machte den Feldzug für beide Theile nicht zu dem angenehmsten. Kaum daß man hundert Schritte weit zu sehen vermochte, so dicht war die Gegend in Schnee und Wolkenschleier gehüllt. Unter unbedeutenden Scharmützeln erreichten die Ungarn Wieselburg

und von da Raab. Die hier aufgeworfenen Verschanzungen wurden gleichfalls aufgegeben.

Bei Komorn ging ein Theil der Armee über die Donau und zog sich nach der Stadt Waitzen; die andere Hälfte setzte ihren Weg auf dem rechten Ufer fort. Noch andere Abtheilungen der ungarischen Armee hatten sich bereits früher über Oedenburg und Tyrnau zurückgezogen. Der erste ernstliche Zusammenstoß mit den Oesterreichern erfolgte bei Babolna und Moor und fiel zum Nachtheil der Ungarn aus, obschon hier der feurige und heldenkühne General Perczel kämpfte. Er mußte nach tapferstem Widerstande der Uebermacht weichen. Endlich beschloß man sogar trotz einer sehr heftigen Opposition im Reichstage die Hauptstadt aufzugeben und den Sitz der Regierung nach Debreczin zu verlegen. Die Zeit zur Räumung der Hauptstadt war sehr gemessen, da die Oesterreicher den zurückweichenden Magyaren auf dem Fuße folgten. In wenig Tagen mußte die Räumung vollzogen sein, und so geschah es. Von den schweren Locomotiven bis zu dem einfachsten Büchsenriemen ward Alles eingepackt. Das ungeheure Kriegs- und Munitionsmaterial, welches die Oesterreicher seit Jahren hier angehäuft hatten, wurde alles in bester Ordnung eingepackt und fortgeschafft. Und das geschah ohne Lärm und Aufsehen. Nur dem wunderbaren Organisationstalente eines

Kossuth war es möglich, diese Räumung in so kurzer Zeit und in solcher Ruhe und Ordnung zu vollbringen.

Wenige Tage darauf zog der Fürst Windischgrätz triumphirend in die Königsburg von Ofen ein. Er stand inmitten seiner Generale und schaute auf das weite schneebedeckte Land zu seinen Füßen. Vor ihm die Donau mit dichter Eisdecke überzogen, sodaß seine schweren Kanonen leicht von dem einen Ufer auf das andere gebracht werden konnten, und jenseits die neue Hauptstadt des Ungarnlandes, der bisherige Feuerherd des Kriegs.

Oesterreichische schwarzgelbe Schilderhäuser standen an beiden Enden der großen Donaubrücke, und in der Mitte derselben, wo Graf Lamberg unter den Streichen seiner Mörder gefallen, drängte sich eine schweigende Menge um eine Bekanntmachung des Fürsten, welche über beide Schwesterstädte den Belagerungszustand verhängte.

Pesth selbst bot den Anblick des vollkommensten Friedens. Nirgends eine Spur von Aufregung oder Widerstand. Die Verschanzungen, welche einen großen Halbkreis um die nach Osten gelegene Stadt bildeten, waren verlassen und mit hohem Schnee bedeckt.

Der Fürst Windischgrätz und seine Offiziere verwunderten sich selbst, daß man eine so große Strecke wie die von Wien nach Pesth fast ohne allen Widerstand habe zurücklegen können. Wo man sich, mit Ausnahme des

Treffens bei Moor, bis jetzt gezeigt, waren die Ungarn, deren Führung nun in die Hand Arthur Görgei's gelegt war, überall zurückgewichen. Dem Fürsten that es fast leid, daß er so ohne alle Hindernisse in der Hauptstadt Ungarns eingezogen war. Der Winter hatte ihm weit mehr zu schaffen gemacht als der retirirende Feind, und es wäre ihm lieber gewesen, wenn einige glänzende Siege die Thore der Hauptstadt geöffnet hätten.

Daß der Krieg hiermit noch nicht zu Ende, daß es zu früh war, in den Sälen der Ofener Königsburg auf die glückliche Beendigung des Feldzugs anzustoßen, daß hinter der nebelumflorten Theiß erst das große blutige Drama seinen Anfang nehmen sollte, davon hatte man in Wien so wenig eine Ahnung wie im Hauptquartier des Fürsten Windischgrätz. Man hatte keine Ahnung von der allgemeinen Erhebung des Landes, von der allgemeinen Begeisterung des Volkes, von der Größe und der Kraft der Nation, sowie von der Vaterlandsliebe jedes Einzelnen.

Klingt es nicht wie ein Märchen, daß in Debreczin eine Armee zusammengetrommelt, equipirt, bewaffnet, ausgerüstet, organisirt, mit Geschütz, Munition und allen Kriegsbedürfnissen versehen wurde, ohne daß die Oesterreicher je mit Bestimmtheit erfahren konnten, was jenseits der Theiß sich vorbereitete? War dieses Debreczin

eine unbekannte Insel, von tobender Brandung unnahbar gemacht, daß kein Späher zu nahe kommen konnte? Lag es etwa mitten im Hochgebirg, nur von Adlern umkreist, oder unter der Erde, nur dem Eingeweihten zugänglich?

Nichts von alledem. Es war eine offene Stadt, mitten im flachen Lande. Gleichwohl beherbergte es in seinen kothreichen Straßen und bescheidenen Häusern die edelsten Blüten der ungarischen Nation. Es hatte keine Wälle, Ringmauern und Thore. Jeder ging ungehindert und unbefragt aus und ein. Der Bauer mit seiner Bunda, der Jude mit seinem Bündel auf dem Rücken, der Roßhirt, der Bürger, der Edelmann. Da ward gehämmert und gearbeitet, geschustert und geschneidert Tag und Nacht, während ringsherum auf der winterlichen weiten Ebene exercirt und manövrirt wurde, mit Flinten und Piken, mit Kanonen und Raketen. Aus allen Theilen des Landes wurden Pferde zugetrieben, um für den Cavalleriedienst zugeritten zu werden. Metall kam an in großen Massen. Man goß Kanonen, schmiedete Feuerschlösser, zog Gewehrläufe, baute Laffetten, hämmerte Husarensäbel. Salpeterfabriken und Pulvermühlen waren Tag und Nacht in Arbeit. Kugelgießereien, Sattlerwerkstätten, Zündhütchenfabriken wurden errichtet und entstanden immer neue. Ueberall zeigte sich der regsamste Eifer.

Von all diesem kriegerischen Treiben vernahm man im österreichischen Lager nur dunkle Gerüchte.

Jeder Tag sah neue Bataillone marschfertig und nach der Theißlinie ausrücken. Aus Wien, aus Steiermark, vom Süden, vom Norden kamen zahlreiche Wagenladungen zur Bekleidung der neuen Truppenkörper. Wagehalsige Speculanten und kühne Fuhrleute beschafften Waffen aus Schlesien und Galizien. Und über Allem wachte Kossuth, die Seele des Ganzen.

Treten wir diesem außerordentlichen Manne etwas näher.

Kossuth wohnte zu jener Zeit im sogenannten Stadthause, in der Hauptstraße von Debreczin. Ueber eine breite Treppe gelangte man in das erste Stockwerk und in ein großes Vorgemach, das zu jeder Tageszeit mit Menschen angefüllt war, die alle den Gouverneur zu sprechen wünschten. Es kam der Fall vor, daß Manche drei volle Tage harren mußten, ehe die Reihe an sie kam. Letztere wurde sehr pünktlich eingehalten und nur bei besonders hochgestellten Persönlichkeiten, wie Ministern, Kammermitgliedern, Generalen, Kurieren, oder wo die Dringlichkeit einer Mittheilung Eile gebot, wurde eine Ausnahme gemacht. Außerdem saßen oder standen alle, Edelleute, Soldaten, Bauern bunt durcheinander, bis sie vorgelassen wurden.

An das Vorgemach stießen zwei geräumige Zimmer, in deren einem Kossuth die Fremden empfing, während in dem andern seine Secretäre arbeiteten.

Kossuth's Anzug bestand in einem einfachen schwarzen Rocke nach deutschem Zuschnitt, schwarzen Beinkleidern, schwarzem oder weißem Gilet, den Hemdkragen weit ausgelegt. Wenn er auf der Straße erschien, trug er eine kleine ungarische Mütze. Im Nationalcostüm zeigte er sich nur bei feierlichen Gelegenheiten.

Er empfing die Fremden gewöhnlich hinter seinem Schreibtisch stehend. Auf demselben lagen zwei Pistolen. Die Vorstellungen seiner Freunde, sich vor den Fremden in Acht zu nehmen, hatten ihn zu dieser Vorsichtsmaßregel veranlaßt. Doch ist nie ein Fall vorgekommen, der die Befürchtungen seiner Freunde auch nur im entferntesten gerechtfertigt hätte. Kossuth selbst sprach bei solchen Audienzen wenig, pflegte Leuten, die ihm das erste Mal gegenüberstanden, zu bemerken: „Ich bitte kurz zu sein, aber deshalb nichts zu vergessen", hörte aufmerksam zu und warf zuweilen einige Notizen auf ein Papier, das vor ihm auf dem Tische lag.

Je weniger Kossuth zu unterbrechen pflegte, desto öfterer ward er selbst durch seine Secretäre gestört. Diese gingen ab und zu, hatten bald eine Frage an ihn zu stellen, bald einen Rapport abzustatten, bald ein Pa-

pier zur Unterschrift vorzulegen, welches er jedesmal zuvor aufmerksam durchlas, bevor er seine Unterschrift gab. Er unterließ dies selbst im höchsten Drange der Geschäfte nicht. Dabei hörte er dem Sprecher immer zu, der seinen Vortrag nicht unterbrechen durfte.

Diese Audienzstunden waren zugleich seine Arbeitsstunden, und nur wenn er selbst ein Schriftstück von Bedeutung auszuarbeiten hatte, schloß er sich für kurze Zeit ab. Die Besuche währten häufig bis spät in die Nacht, sodaß oft in der Mitternachtsstunde der Vorsaal noch so voll von Audienzverlangenden war wie am Vormittag.

Von zwei bis drei Uhr gönnte sich Kossuth gewöhnlich etwas Ruhe, und so es die Jahreszeit und die Witterung erlaubten, fuhr er mit Frau und Kindern in ein nahe gelegenes Wäldchen. Dort suchte er sich eine einsame Stelle, spielte mit den Kindern im Grase und war glücklich im Genusse der freien frischen Luft. Um drei Uhr kehrte er zum Mittagsessen zurück, oder arbeitete, wenn dringende Sachen vorlagen, bis vier Uhr. Diese kurzen Spazierfahrten unternahm er gewöhnlich in dem Geschirr eines Freundes. Allerdings besaß er selbst einen Wagen und zwei Pferde, aber jener wie diese waren so schwerfällig, daß er fürchten mußte, in dem Straßenkothe von Debreczin stecken zu bleiben.

Nach dem einfachen Mittagsessen ging es wieder an

die Arbeit. Doch traten zuweilen auch Unterbrechungen ein. Bald waren es Ministerconferenzen, bald militärische Besprechungen, bald kamen Fremde oder Generale zu Tische, bald war Kammersitzung, bald Revue. Letztere kam sehr häufig vor. Die neugeschaffenen Bataillone wuchsen wie aus der Erde, aber keins verließ Debreczin, ohne daß es von Kossuth gemustert und angesprochen worden wäre.

Die Sitzungen des Reichstags wurden im Betsaale des lutherischen Lyceums abgehalten. Es brauchte nicht viel geändert zu werden, um das einfache Gotteshaus zum Versammlungssaal umzuschaffen, aber der bescheidene Raum war sehr knapp gemessen, und Deputirte wie Zuhörer saßen ziemlich gedrängt.

Hier waren so ziemlich alle die parlamentarischen Größen des Ungarnlandes versammelt, die früher in Preßburg und Pesth die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen. Die Scene war verändert und auch die Rollen hier und da in andern Händen, aber der Gesammteindruck blieb derselbe. Auf der einen Seite dieselbe antike Ruhe, auf der andern derselbe Enthusiasmus, sobald auf der Tribüne ein Wort gesprochen wurde, das zündend ins ungarische Herz fiel.

Kossuth besuchte in Debreczin nur die Sitzung, wenn er Mittheilungen von Wichtigkeit oder Vorschläge zu

machen hatte. Dann war er König ohne Thron und Baldachin, dann waren das Haus und die Tribüne, die Herzen aller für eine Stunde sein unbestrittenes Eigenthum. Dann galt von ihm, was Lamartine von Mirabeau sagte: „De son entrée dans l'assemblée nationale il la remplit; il y est lui seul le peuple entier, ses gestes sont des ordres, ses motions sont des coups d'état." Er bestieg sofort die Rednerbühne, sobald sie frei war, oder setzte sich zu einem Freunde inmitten der Versammlung, denn ein besonderer Platz war für den Gouverneur nicht angewiesen.

Kossuth begab sich stets zu Fuß in die Versammlung und es war dann rührend anzusehen, wie ihn Jedermann auf der Straße mit Liebe und Ehrerbietung grüßte. Namentlich waren es die Frauen, die sämmtlich in ihn verliebt schienen. Wo er sich blicken ließ, hatten sie nur Augen für ihn. Und doch war Kossuth nicht gerade schön zu nennen. Eine vielsagende Schwermuth umzitterte sein Auge, wenn er schwieg. Leben und Bedeutung gewann sein Antlitz erst, wenn er sprach, zumal wenn er leidenschaftlich und ungarisch sprach. Im Deutschen, dessen er ebenfalls vollkommen mächtig und worin er sich selbst sehr correct und elegant aussprach, war der Accent des Magyaren nicht ganz zu verkennen.

Ja, es war ein rührender Anblick, Ludwig Kossuth in

Debreczin über die Straße gehen zu sehen. Alles wich ehrerbietig aus. Hin und wieder rief ein kecker Knabe sein „Eljen Kossuth!“ oder ein altes Mütterchen murmelte andächtig seinen Segen. Das Auge des Bauers leuchtete von Freude und Stolz bei seinem Anblick, und ehrfurchtsvoll an die Wand gedrückt, gab er sein „Gott grüß den Herrn!“ auf den Weg. Oft vergaß er dabei seine Pelzmütze wieder auf den Kopf zu setzen und behielt sie in der Hand, solange seinem Auge der große Volksfreund sichtbar blieb. Kossuth war infolge seiner vieljährigen Kämpfe für die Befreiung des Bauernstandes dem ungarischen Landmann das Sinnbild der Weisheit und Güte, der Inbegriff alles Guten auf Erden, der Stolz seines Lebens, die Hoffnung seiner Kinder, die er daran gewöhnte, früh beim Aufstehen und abends beim Schlafengehen für diesen Mann zu beten. Jeder ungarische Bauer war bereit, sich für Ludwig Kossuth hängen oder todtschlagen zu lassen.

„Er ist zu gut“, sagte einmal ein Bauer in Debreczin zu seinem Nachbar in der Schenke; „er ist zu gut und will keinem Menschen weh thun, und daran wird er sterben. Warum geht er so gut mit den Gefangenen um und will nicht, daß ihnen ein Leid geschieht? Er sorgt für seine Feinde wie für seine Kinder. Seht her, da hat er auf eine Zweiguldennote deutsch, serbisch, kroatisch und was weiß ich Alles

drucken lassen, damit ja kein Menschenkind betrogen werde. Wenn ich etwas dabei zu sagen gehabt, ich würde einfach „Eljen Kossuth! Ket forinth!" (Es lebe Kossuth! Zwei Gulden) haben darauf drucken lassen und damit gut. Wir hätten's alle verstanden, nicht wahr? Aber er ist zu gut. Jesus Christus sei mit ihm!"

Solche Verehrung genoß der Mann, in dessen Händen das Schicksal Ungarns ruhte.

Die zweite nicht minder wichtige Persönlichkeit der damaligen Periode war Arthur Görgei. Am Tage nach der Schlacht bei Schwechat war Görgei früh Major und abends Generalissimus der ungarischen Armee. Kossuth hatte in ihm das große militärische Talent erkannt und ihn zu der wichtigen Stellung erhoben. Auf Görgei's Befehl erfolgte daher auch die allgemeine rückgängige Bewegung der ungarischen Armee. In der Gegend von Waitzen trennte er sich von einem Theile derselben, ging auf das linke Donauufer über und schlug seine Richtung nordwärts nach den Gebirgen ein. Hier gedachte er sich auszubreiten und durch einen combinirten Gebirgskrieg die Macht der Oesterreicher so lange zu beschäftigen, bis die übrigen Corps der Magyaren Zeit gewännen, an den Ufern der Theiß sich zu vervollständigen und zu schlagfertigen Armeen heranzuwachsen.

Von jetzt begannen die genialen und kühnen Manöver dieses jungen Generals, wie ihnen nur wenige in der Kriegsgeschichte zur Seite gestellt werden können.

Mitten im härtesten Winter führte er seine Truppen und Kanonen über die höchsten Spitzen der Karpaten, erschien bald an der Grenze Galiziens, bald in den Bergstädten, bald ausweichend, bald verfolgend, bald selbst verfolgt. Vier österreichische Armeecorps waren aufgeboten, ihn zu vernichten. Wir werden später erfahren, auf welche wunderbare Weise er seinen Verfolgern entging.

Viertes Kapitel.

Etelka saß in der Klosterbibliothek von Bakony-Bel und las in einem alten Geschichtsbuche über Ungarn, als Benno eintrat. Sie ließ sofort ihre Lectüre im Stich und kam ihm mit der hastigen Frage entgegen:

„Wie steht es, mein Freund? Ist Eure Wunde vollkommen geheilt und Euer Entschluß gefaßt?"

„Beides", war die Antwort des jungen Mannes.

„Und dieser Entschluß?"

„Ich geleite Euch nach Debreczin und suche um eine Anstellung in der Armee nach."

„Bravo! Bravo!" rief freudig Etelka. „Und für eine Eurer würdige Stellung laßt mich sorgen."

„Ich bin mit der bescheidensten zufrieden", sagte Benno, „als Fremdling habe ich ohnehin keine Ansprüche. Mein Ehrzeiz besteht allein darin, der Freiheit und der guten Sache zu dienen, als deren einzige Stütze ich der-

malen nur noch das edle Volk der Magyaren erkenne. Mag man mich einen Ueberläufer schelten, mir gleich; jede Fahne ist mir recht, wenn sie nur zum Kampfe gegen die Tyrannei führt, und eine größere Tyrannei, als gegenwärtig die österreichische Reaction treibt, kann es nicht geben. Dieser Windischgrätz hat wie ein zweiter Alba in dem besiegten Wien gewirthschaftet. Eine Hinrichtung ist der andern gefolgt, und das verzweifelnde deutsche Gemüth fragt sich, ob überhaupt noch ein Gott der Gerechtigkeit und Liebe lebt. Selbst der edle Messenhauser ist als ein Opfer seiner deutschen Vaterlandsliebe gefallen."

„Wie, Messenhauser?" rief Etelka. „Hat dieser doch nur im Auftrage des Reichstags und Gemeinderaths gehandelt!"

„Was fragt ein Windischgrätz nach Gemeinderath und Reichstag! Hat er doch sogar ein Mitglied des deutschen Parlaments nicht geschont. Auch Robert Blum ist den Standrechtskugeln erlegen."

„Wohlan", sprach die Gräfin in schöner Erregung, „so möge Ungarn der Rächer des niedergetretenen Deutschthums sein."

„Das ist auch meine Hoffnung", erwiderte Benno, „und wenn ich für Ungarn das Schwert ziehe, geschieht es hauptsächlich mit für Deutschland."

„Aber dann, mein Freund“, fuhr Etelka fort, „keinen Tag länger in dieser thatenlosen Einsamkeit. Auf nach Debreczin, je eher, je lieber!“

Der ehrwürdige Prior des Klosters trat jetzt ins Gemach. Etelka eilte ihm entgegen.

„Mein theurer Vater“, sprach sie im weichsten Tone, der ihrer Stimme einen wunderbaren Reiz verlieh, „wie sollen wir Euch danken für die gastliche Aufnahme und liebevolle Beherbergung! Aber Freund Benno ist von seiner Verwundung jetzt vollkommen hergestellt und mich ruft das Vaterland. Es hieße darum Eure Güte mißbrauchen, wenn wir sie noch länger in Anspruch nehmen wollten. Schafft uns einen Führer, der uns nach Stuhlweißenburg bringt. Von dort werde ich selbst für Gelegenheit sorgen, daß wir wohlbehalten Debreczin erreichen.“

Der Pater hatte schweigend zugehört, dann schüttelte er das Haupt und sagte: „Da möchte ich doch den wohlgemeinten Rath geben, es Euch noch einige Zeit in Bakony-Bel gefallen zu lassen. Die ganze Gegend von Wieselburg bis Pesth ist dermalen mit feindlichen Kriegsvölkern bedeckt, die Kroaten streifen selbst bis in die Gegend des Plattensees, für friedliche Wanderer gewiß nicht die angenehmste Begegnung. Geduldet Euch, wartet wenigstens die nächsten Ereignisse in unsern friedlichen Mauern ab. Vielleicht, daß eine Entscheidung näher steht, als wir

glauben, vielleicht auch, daß doch noch eine friedliche Vereinbarung möglich ist, ehe es zu entscheidenden Schlägen kommt. Eine ungarische Deputation, den Grafen Batthyanyi an der Spitze, hat sich selbst in das Lager des Fürsten Windischgrätz begeben. Hoffen wir das Beste. Und was Euern Aufenthalt hier anlangt, seid Ihr beide uns liebe und werthe Gäste. Ueberlegt es wohl, ehe Ihr Euch von neuem in Gefahr begebt. Gott hat bis jetzt gnädig seinen Schutz Euch angedeihen lassen. Der Mensch soll aber seine Gnade und Langmuth auch nicht mißbrauchen."

„Mein würdiger Vater", versetzte Etelka, „wie dankbar sind wir Euch für Eure große Liebe und Güte! Aber mich duldet es nicht länger, hier müßig die Zeit zu tödten, da ich mir denke, daß ich doch dem Vaterland vielleicht durch meine schwache Kraft nützlich sein könnte. Auch führe ich Briefe bei mir, die dem Gouverneur persönlich zu überbringen sind, wie ich solches heilig und theuer gelobt habe."

„Diese Briefe, meine Tochter", erwiderte der Prior, „dürften, wie sich neuerdings die Sachen gestaltet, sicher ihren Werth für Kossuth verloren haben."

„Zürnt mir nicht, mein Vater", sprach Etelka wieder im weichsten Tone, „wenn ich thun muß, was mir mein Herz gebietet." Und Benno bemerkte: „Als friedliche Handelsleute aus Oedenburg, für die wir uns ausgeben,

dürfte wohl von dem herumschweifenden Kriegsvolke weniger Gefahr zu befürchten sein."

Der geistliche Herr reichte Etelka die Hand.

„Je nun", sprach er, „so habe ich wenigstens meine Pflicht gethan. Ich habe als Menschenfreund gewarnt. Indeß sagt auch ein Sprichwort: Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. So nehmt, Ihr Lieben, wenigstens meine besten Segenswünsche für Eure Zukunft."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als die Hausglocke an der Ostseite des Klosters geläutet wurde, was anzeigte, daß ein Fremder Einlaß begehre.

„Wir bekommen Besuch", sagte der Prior, „da werden wir gewiß neue Nachrichten von der Außenwelt erhalten."

Er entfernte sich, und bald darauf trat der ehrliche Vater Wamba, der Zigeunerhäuptling, ins Zimmer.

„Wamba!" riefen Benno und Etelka aus einem Munde und freudig bewegt. „Das ist ja schön, daß Ihr uns auch einmal in unserer Einsamkeit besucht."

„Wie sieht es draußen aus?" fragte das Fräulein.

„Was machen die Kroaten?" erkundigte sich Benno.

„Sprecht mir von diesem Auswurfe der Menschheit nicht!" versetzte der Alte. „Sie haben mir seit wenig Wochen nicht weniger denn dreimal meine Zelte total ausgeraubt und das letzte Mal am schlimmsten. Die

Maulwürfe können bei ihnen in die Schule gehen, so haben sie selbst das Erdreich aufgewühlt; aber es schien mir diesmal mehr aus Rache als aus Raubsucht, weil sie das nicht fanden, was sie suchten."

„Und was wäre das?" fragte Benno.

„Nun, was sonst als das schöne Fräulein hier, das ich freilich in ihrem entstellten Angesicht an jenem Abende nicht als solches erkannte."

„Mich?" rief verwundert Etelka und glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Ich witterte schon damals so etwas", fuhr Wamba fort; „ich habe in solchen Dingen eine besondere Nase. Darum drängte mich's auch, Euch möglichst schnell unter Dach und Fach zu bringen, wo Ihr vor den Kroaten geborgen wäret."

„Diese Besorgniß", sprach Benno, „war wohl mehr ein Kind Eurer lebhaften Einbildung."

„Ich muß doch wissen, was ich weiß", gegenredete der Zigeuner. „Die Kroaten suchten die schöne Jungfrau auch weniger für sich als für einen Andern, der kein Kroate ist, sich aber ihren Hauptmann nannte. Dieser Satan in Menschengestalt muß doch um Eure Flucht gewußt und auch von der Richtung Kunde gehabt haben, die Ihr genommen. Kaum hatten wir das Lager verlassen, war er auch schon da mit seiner Rotte und

hat eine Haussuchung gehalten, die der geriebensten Polizeispürnase zur Ehre gereichen würde. Die brennende Puszta hatte ihm als Wegweiser und Laterne geleuchtet. Aber das Vöglein war bereits ausgeflogen. Nehmt Euch übrigens vor der Bestie in Acht! Sie weiß um Euer Versteck und hat ihre Pläne gewiß noch nicht aufgegeben."

Wamba mußte jetzt die Persönlichkeit des betreffenden Kroatenhäuptlings näher beschreiben und Benno wie Etelka erkannten sofort den Franz Tüdok, den ungerathenen Pflegesohn des wackern Strasser.

„Ich schieße den Bösewicht nieder, wo er mir in den Weg tritt", erklärte Benno.

„Schon gut", meinte der Zigeuner, „aber die Nürnberger, heißt ein deutsches Sprichwort, hängen keinen, bevor sie ihn nicht haben. Auch ist die Bestie schlau wie ein Fuchs und blutdürstig wie eine Hyäne. Doch", fuhr er fort, „daß ich die Hauptsache nicht vergesse, um derentwillen ich eigentlich gekommen bin."

Er wandte sich an Etelka.

„Schönes Fräulein", begann er, „und daß Ihr ein solches und kein Rußbuttenjunge, wofür ich Euch anfänglich gehalten, ist zwar eine ausgemachte Sache, aber dürfte ich mir wohl jetzt die Frage erlauben, ob Ihr eine gewisse Etelka, die Tochter des Grafen Bardy, kennt?"

Etelka entfärbte sich, doch gewann sie sofort wieder

ihre Fassung, und da keine Ursache vorhanden, dem alten Manne zu mißtrauen, erwiderte sie:

„Das bin ich selbst!“

„Wenn dieses der Fall“, fuhr Wamba fort, „hat mich auch diesmal mein Spürsinn nicht übel berichtet, denn ich hab' ein Brieflein an Euch, das durch einen meiner Leute, der nicht wußte, was er damit anfangen sollte, in meine Hände gerathen.“

Rasch erbrach Etelka die an eine Wiener Familie adressirte Zuschrift und las:

„Theure Schwester!

„Durch ein unglückselig Verhängniß bin ich in die Gefangenschaft unserer eigenen Landsleute gerathen und schwebt die Vollstreckung des Todesurtheils stündlich über meinem Haupte. Man hat mein Vertrauen gemißbraucht und mich, der ich keine Ahnung von dem Betrug hatte, der mit mir gespielt wurde, ins Verderben gestürzt. Ich bin unschuldig, Etelka, glaube mir, an dem scheußlichen Verbrechen, dessen man mich zeiht. Von einer hochgestellten Familie Wiens bestürmt, gab ich mich her, ein Briefpaket, von welchem man mir glauben machte, daß es blos Familienangelegenheiten enthalte, an einen österreichischen Offizier bei Jellachich's Heer zu besorgen. Es enthielt aber hochverrätherische Correspondenzen. Sie gelangten in die Hände des ungarischen Generals Kmety,

der ein Streifcorps befehligte. Ich wurde trotz aller Betheuerung meiner Unschuld vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Nur der Gouverneur Ungarns kann mich retten, und da ich weiß, wie sehr er Dich als Patriotin schätzt, bitte ich um Deine Fürsprache. Die Vollstreckung des Urtheils ist aufgeschoben, bis der Entscheid des Gouverneurs einläuft. Da ich durch ein glücklich Ungefähr erfahren, daß Du Dich dermalen in Wien befindest, mir aber Deine Adresse unbekannt ist, habe ich diesen Brief an die uns beiden bekannte Familie Lambach gerichtet. Das sicherste Mittel, mich zu retten, wäre gewiß, wenn Du persönlich zu mir eiltest, denn General Kmety kennt und schätzt Dich. Gewiß, theure Schwester, wirst Du nichts unterlassen, was zur Rettung Deines unglücklichen Bruders beitragen kann. Aber gedenke, an jeder Stunde Verzögerung hängt mein Leben. Unser Corps manövrirt gegenwärtig zwischen Moor und Stuhlweißenburg."

Mit tiefer Erschütterung hatte Etelka zu Ende gelesen.

„Unglücklicher", rief sie, „wozu hast Du Dich verleiten lassen! Sollte es vielleicht die Strafe sein, daß Du den Verlockungen einer Sirene nicht zu widerstehen vermochtest und eine Zeit lang Dein Vaterland vergaßest? Gleichviel", fuhr sie nach kurzem Besinnen fort,

„mein Entschluß ist gefaßt, kein Augenblick ist zu verlieren.“

Sie wandte sich an Benno.

„Freund, wollt Ihr mir folgen? Ich eile in das Lager von Kmety.“

„Welches sich jetzt“, sprach Wamba, „soweit meine Kenntniß reicht, bereits zwischen Donau und Theiß befindet.“

„Wo immer es sei, ich werde es finden“, rief Etelka, „doch jetzt sagt, wie kam dieses Schreiben in Eure Hände?“

„Einer meiner Leute“, war die Antwort des Zigeuners, „sollte es nach Wien an seine Adresse besorgen, kam aber, es ging dort gerade am schlimmsten her, nicht durch. Er war gezwungen, unverrichteter Sache umzukehren.“

„Gott im Himmel“, rief Etelka, „wenn ich zu spät käme.“

Benno tröstete sie und gelobte ihr auch ferner ein getreuer Beschützer zu sein.

Fünftes Kapitel.

Der Gouverneur von Ungarn, Ludwig Kossuth, schritt in seinem Wohnzimmer zu Debreczin hastig auf und nieder. Die höchste Unruhe hatte sich seines ganzen Wesens bemächtigt. Von Zeit zu Zeit erschienen Offiziere mit Meldungen und seine erste Frage war stets: „Keine Nachricht von Görgei?"

„Keine!" war die stete Antwort.

Kuriere langten an aus der Gegend des nördlichen Ungarn. Es folgten Berichte über die unterschiedlichen Stellungen der österreichischen Corps. Von Görgei selbst, der mit seinen Truppen in den unwirthbaren Gründen der Karpaten manövrirte, keine Kunde. Bei dem auffälligen Ausbleiben jedes Berichts trat die Befürchtung ein, daß er völlig abgeschnitten und sammt seinem Corps dem Untergange preisgegeben sei.

General Klapka trat ins Zimmer.

„Es unterliegt keinem Zweifel mehr", war dessen düsterer Bericht, „Schlick hält den Brangiskopaß besetzt. Von Leutschau nach Kaschau und Eperies führt keine andere Straße als durch ihn. Wie Görgei hier durch will, wenn Gott ihm keine Flügel verleiht, um über die Berge zu fliegen, ist mir unbegreiflich."

„Die Karte!" rief Kossuth.

Einer der Secretäre breitete eine solche, auf welcher die nördlichsten Comitate sehr speciell verzeichnet standen, auf dem Tische aus.

Der Gouverneur stemmte sich mit beiden Armen auf dieselbe und seine Augen irrten durch die verschlungenen Gebirge, Hochebenen und Pässe.

Klapka wies die unterschiedlichen Bewegungen, welche sowohl die Ungarn wie die Oesterreicher gemacht, übersichtlich nach und schloß mit den Worten:

„Görgei ist zu spät in Iglo eingetroffen, um sich des Brangiskopasses zu rechter Zeit zu bemächtigen. Zwei Nächte zuvor ist seine Avantgarde durch Fahrlässigkeit der Vorposten überfallen worden und nur die heldenmüthige Tapferkeit der Truppen hat einen großen Theil des Artillerieparks gerettet. Letzterer befand sich in den Straßen von Neudorf, als die Oesterreicher den Ueberfall unternahmen. Ihre Raketen kamen massenhaft geflogen und die gesammte Munition war verloren, wenn

nicht die Honveds und Bauern, die sich selbst durch die härteste Winterkälte nicht abhalten ließen, die Pulverwagen mit nassen Tüchern überhängt und mit Lebensgefahr aus der Feuerlinie geschafft hätten. Trotzdem gewannen die Oesterreicher einen Vorsprung von zwei Tagen und der verhängnißvolle Paß fiel in ihre Hände. Wie gesagt, wenn der Himmel nicht Zeichen und Wunder thut, ist Görgei rettungslos verloren."

Kossuth, unverwandt den Blick auf die Karte gerichtet, fragte: „Und einen andern Ausweg, sich durchzuschlagen, vielleicht nach dem Süden, um Komorn zu erreichen, gibt es nicht?"

„In dieser Richtung versperren die Corps von Götz und Simonich den Weg", war Klapka's Antwort.

„Sind keine der Landschaft kundigen Landsleute aus jener Gegend in Debreczin aufzutreiben?" fuhr der Gouverneur fort.

„In der Sattlerwerkstätte von Meister Dabrikow", versetzte der General, „arbeiten zwei Gesellen aus dem Zipser Comitat, beide als ehemalige Wildschützen in den dortigen Gebirgen wohlbewanderte Burschen. Sie können aber nichts Anderes aussagen, als wir bereits wissen."

„Sie sollen kommen", befahl der Gouverneur.

Bereits nach einer kleinen halben Stunde befanden

sich die beiden jungen Männer aus dem Zipser Comitate dem Gouverneur gegenüber.

Kossuth richtete mehrere topographische Fragen an sie, deren Beantwortung ihn wenig zu befriedigen schien.

„Herr Gouverneur", sagte endlich der eine der Gerufenen, „wo befindet sich dermalen General Görgei mit seinem Corps?"

„Nach den letzten Berichten zwischen Leutschau und Iglo", erwiderte Kossuth.

„Und der Brangiskopaß?" fragte der Handwerker weiter.

„Ist von Oesterreichern besetzt", sagte Klapka.

„Und wie stark wohl?"

„Mit mindestens zehntausend Mann", meinte der General.

„Dann ist es für General Görgei keine Möglichkeit durchzukommen. In unserer Gegend geht ein Sprichwort, daß der Brangiskopaß mit geringer Mannschaft gegen Hunderttausende zu halten sei."

„Und ist auf der langen Strecke keine Thalschlucht, kein Bergweg, der einen Durchgang verstattete?"

„O, der Schluchten und Bergwege die Menge für den Jägersmann, für den Ziegenhirten, aber nimmer für ein Corps mit Reiterei und Geschütz."

„Herr Gouverneur, glaubt meinem Bruder", bestä-

tigte der andere Geselle, „er kennt seit Jahren alle Wege und Schliche in jener Gegend. Es gibt aus jenem Kessel nur einen Ausweg, es ist der Brangisko.“

„Du lügst! Es gibt einen!“ tönte eine Stimme im Grabestone, daß alle Anwesenden unwillkürlich sich der Richtung zuwandten, von woher die Stimme erklungen.

Da stand am Eingang eine Gestalt, in einen dunkeln Mantel gehüllt und mit fast ganz verhülltem Gesicht.

„Wer wagt es, sich hier unberufen einzudrängen?“ fragte barsch General Klapka.

Die Gestalt würdigte diese Frage keiner Antwort. Sie verharrte noch einige Sekunden in ihrer unheimlichen Stellung, dann trat sie auf den Gouverneur zu und schlug den Mantel auseinander. Es war Etelka, die Tochter des Grafen Bardy. Aber der frühere Lebensmuth war aus den schönen Zügen gewichen. Marmorblässe bedeckte ihr Gesicht und schwarze Kleidung umhüllte ihre Glieder.

Kossuth, als er dieses Trauergewand erblickte, trat erschrocken zurück. Ein entsetzlicher Gedanke durchzuckte sein Innerstes.

„Etelka“, rief er, „schon zurück?“

Dann winkte er den Anwesenden, sich zu entfernen, und ergriff die Hand des Mädchens. Sie war eiskalt.

Er geleitete die Schwarzgekleidete nach dem Sopha und vermochte, von schmerzlicher Ahnung durchzuckt, nichts als die Worte zu wiederholen: „Schon zurück, Etelka?“ Eine andere Frage erstarb auf seiner Lippe.

„Ich kam zu spät“, war die tonlose und verhängnißvolle Antwort.

Kossuth, der den Sinn dieser Worte nur zu gut verstand, wandte sich ab und bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht. Etelka fuhr fort:

„Ich habe fünf Pferde zu Tode geritten. Schon tauchten in der Morgendämmerung die Zinnen von Szolnok über Moor und Steppe empor. Das fünfte Pferd brach unter mir zusammen. Ich eilte, von Todesangst beflügelt, zu Fuße weiter, endlich versagten die Füße ihren Dienst und ich sank hin in die einsame Steppe. Rasch raffte ich mich wieder empor, ich mußte weiter, es mochte kosten, was es wollte. Ich kam der Stadt immer näher, schon konnte ich die äußern Häuser unterscheiden, obschon meine Augen blutgeröthet waren vom entsetzlichen Ritt. Es war noch sehr früh und still. Ich bleibe einige Augenblicke stehen, um Athem zu schöpfen. Da bewegt sich aus dem einen Stadtthor lautlos und still ein Soldatenpiket, das den Weg nach der nahegelegenen sogenannten Bürgerwiese einschlägt. Eine grauenhafte Ahnung durchzuckt mein Innerstes.

Ich laufe darauf zu, ich versuche zu rufen, aber die Stimme versagt mir, ich winke mit meinem weißen Taschentuch — vergebens. Das Piket formirt sich. Ich reiße in der höchsten Verzweiflung Deinen Brief hervor. Ich rufe und schreie von neuem — vergebens; der Stimme Schall trägt nicht so weit, wie das Auge sieht. Da — da — durch die stille Morgenluft — Flintenschüsse, dann Alles wieder still. Es wird Nacht um mich, ich sinke hin. Eine Ohnmacht umhüllt meine Sinne."

Hier schwieg Etelka. Kossuth hatte sich abgewandt. Er vermochte nicht der Jungfrau in das marmorblasse Antlitz zu schauen.

Etelka fuhr fort: „Als ich wieder zum Bewußtsein kam, saß General Kmety an meinem Lager. Sein Auge war feucht. Voll innigster Theilnahme hielt er meine Hand umfaßt."

Es erfolgte wieder eine Pause.

Kossuth unterbrach endlich das schmerzvolle Schweigen.

„Armes, armes Kind", sprach er, „tröste und stärke Dich Gott; ich vermag es nicht."

Dem Leser wird es nicht schwer werden, den Grund zu dieser Scene zu errathen. Der Schwester Imre's hatte es keine Ruhe gelassen, das Corps, bei welchem ihr Bruder gefangen saß, ausfindig zu machen. Je weiter sie aber durch Gefahren und Mühseligkeiten aller Art vordrang,

desto tiefer zog sich General Perczel, von dessen Corps die Truppenabtheilung Kmety's eine Division bildete, in die Theißgegend zurück. Etelka, oft tagelang durch die nachfolgenden österreichischen Corps aufgehalten und zu Umwegen gezwungen, beschloß endlich, die Verfolgung der betreffenden Truppe aufzugeben und sich unmittelbar nach Debreczin zu wenden. Nach übermenschlicher Anstrengung gelang ihr dies auch. Sie eilte sofort zum Gouverneur, um Gnade für ihren Bruder zu erflehen. Kossuth erbleichte, als er ihr Anliegen vernahm.

„Um Gotteswillen, Etelka", rief er, „warum nicht einen Tag früher? Erst gestern ist die Ordre, welche hinsichtlich der Spionage und des Hochverraths die Gewalt über Leben und Tod in die Hand der einzelnen Corpscommandanten legt, abgegangen. Beide Verbrechen nahmen in neuester Zeit so überhand, daß mir nichts Anderes übrig blieb."

„Und Perczel", schrie Etelka auf, „commandirt das Corps, wo mein Bruder gefangen? So ist er verloren!" Ihre Stimme brach in gewaltigem Schmerze. Sie sank wie vernichtet in die Kissen des Sophas. Doch gleich darauf raffte sie sich wieder empor.

„Perczel", rief sie, „dieser wüthende Demokrat, wird keinen Augenblick Anstand nehmen, von der Gewalt, die Du in seine Hand gelegt, schleunigst Gebrauch zu machen,

um an dem Sohne eines der ältesten Adelsgeschlechter Rache zu nehmen."

„Wohlan", sprach rasch der Gouverneur, „so werde ich augenblicklich einen Eilboten senden, der mein Gnadenwort überbringt."

„Nein, nein, keinen Eilboten! Was ist ein solcher gegen die Liebe einer Schwester! Wo befindet sich das Hauptquartier?"

„In Szolnok", war die Antwort des Gouverneurs.

„Wohlan", fuhr Etelka in höchster Erregtheit fort, „Du schreibst den Gnadenbrief, indeß eile ich das schnellste Roß satteln zu lassen Ist es eine Möglichkeit, den Unglücklichen zu retten, vermag nur ich es. Die Liebe wird mir Flügel leihen."

Kossuth warf sofort das Wort der Gnade auf ein Papier, welches Etelka mit Hast ergriff und davoneilte, ohne weitern Abschied zu nehmen.

„Herrliches Kind!" sprach der Gouverneur Ungarns mit tiefer Rührung. „Möge ein guter Genius dem Vaterland auch viel solche Männer bescheren, und ich vertheidige es gegen Europa."

Bereits nach einer Stunde sah man eine Reiterin, Debreczin im Rücken, durch die Steppe jagen und die Richtung gen Szolnok einschlagen. Bereits in Szoboszlo

vermochte das gehetzte Roß nicht weiter. Etelka bestieg ein zweites. Auch dieses brach in der Nähe von Kardzag zusammen. Mit Mühe gelang es ein drittes aufzutreiben. Auch dieses unterlag nach einiger Zeit dem Parforceritt. Ein viertes ward in der Puszta Abo erhandelt; aber erst mit dem fünften und nachdem auch dieses zusammengebrochen, stiegen die Zinnen von Szolnok am Horizonte empor. Das Weitere weiß der Leser. Etelka war trotz ihrer übermenschlichen Anstrengung und Aufopferung zu spät gekommen. Sie fand nur die Leiche ihres Bruders Imre.

Als die Nachricht von dem Tode des jungen Grafen Bardy nach Wien gelangte, war gerade große Soirée in den Salons der Gräfin Stephanie. Die heitere Stimmung über die Besiegung Wiens sowie über das siegreiche Vordringen des Fürsten Windischgrätz war bei dem hier versammelten Publikum so groß, daß die Todesbotschaft nur einen vorübergehenden Eindruck hervorbrachte. Selbst Ottilie, welcher zu Liebe der Graf sich in Gefahr und Tod gestürzt hatte, blieb sehr ruhig.

„Bardy“, sagte sie, „muß seine Sache sehr unpraktisch angefaßt haben. Bei nur einiger Vorsicht durfte er die betreffenden Briefschaften trotz der schärfsten Untersuchung nicht finden lassen.“

„Es ist schade um das junge Blut“, meinte die Grä-

fin Stephanie, „er hätte unserer Sache vielleicht noch manchen Dienst leisten können."

„Beruhigt Euch, Gräfin", tröstete Baron Rosenberg. „Was hätte er uns noch nützen können, da wir, dank dem ausgezeichneten Talente des Fürsten Windischgrätz, die Herren Magyaren jetzt nicht mehr zu fürchten haben?"

Der Abbé Franconi mit seinem stereotypen Lächeln fügte bei: „Ein ungarischer Heißsporn weniger."

Wir kehren nach Debreczin zurück, in die Wohnung Kossuth's, welchem Etelka die Nachricht von dem Tode ihres Bruders überbracht hatte. Der Gouverneur war durch diese Nachricht dermaßen erschüttert, daß er eine Zeit lang selbst Görgei's verzweifelte Lage, wie sehr sie ihm auch am Herzen nagte, vergaß und die ganze Innigkeit seines Gemüthes aufbot, die um den Bruder trauernde Schwester zu trösten.

„O Etelka", sagte er mit tiefer Betrübniß, „ich schaue düster in die Zukunft und trübe Ahnung sagt mir, daß wir in diesem Kriege noch manches theure Opfer zu bringen haben werden." Nach einer Pause fuhr er fort: „Das Einzige, was mich beruhigt, ist, daß Imre nicht als Feind gegen sein Vaterland gefallen, sondern

nur als unbewußtes Werkzeug unserer Gegner, die sein Vertrauen gemißbraucht. Darum soll sein Name auch ferner uns unbefleckt erhalten bleiben. Ein Tagesbefehl wird der Nation bekannt machen, durch welch beklagenswerthes Mißverständniß, durch welche unglückselige Verkettung der Umstände das traurige Geschick des Grafen herbeigeführt worden ist."

Etelka hatte lange schweigend zugehört. Sie schien gefaßter. Sie stand auf, ging auf Kossuth zu und legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Lajos", sprach sie, „ich kann jetzt den Gedanken nicht zurückweisen, daß es also kommen mußte. Warum war mir es nicht vergönnt, einen Tag früher nach Debreczin zu kommen? Warum mußte gerade Perczel es sein, der über das Geschick meines Bruders zu gebieten hatte? Jeder andere General würde bei der Vollstreckung des Urtheils nicht mit solcher Eile zu Werke gegangen sein. Es wäre mir dann möglich gewesen, ihn zu retten. Dunkel, düster und unergründlich sind die Wege der Vorsehung. Wie dem sei, hat Imre gefehlt, indem er auch nur eine kurze Zeit im Lager des Feindes sich blicken ließ, so hat er diesen Fehler gebüßt. Nimmer würde er sich zu der Mission in das Lager Jellachich's verstanden haben, hätte er nur eine Ahnung davon gehabt, daß er damit einen Verrath an seinem

Vaterlande begehe. Harmlose Privatbriefe glaubte er zu besorgen, für eine einfache Gefälligkeit hielt er es, die er den süßen Bitten einer Sirene nicht glaubte versagen zu dürfen."

Wieder erfolgte eine Pause. Dann fuhr Etelka in unnachahmlichem Tone fort:

„Lajos, habe ich auch den Bruder nicht zu retten vermocht, da er von der Vorsehung dem Untergange geweiht schien, so will ich doch versuchen, dem Vaterlande eine brave Armee zu retten."

Kossuth blickte bei diesen Worten, die ihm fast wie Scherz klangen, wenn sie nicht Etelka in so ernster Stimmung gesprochen, verwundert auf. Der Gedanke an Görgei trat wieder in den Vordergrund und bemächtigte sich seines ganzen Wesens. Er erinnerte sich zugleich der verhängnißvollen Worte, die Etelka gesprochen, als sie unbemerkt ins Zimmer getreten war.

„Etelka", sagte er, „ich verstehe Dich nicht, erkläre Dich. Von welcher Armee sprichst Du?"

„Von welcher könnte ich sprechen als von der Görgei's, der dermalen so umstellt ist wie der Edelhirsch von der Meute?"

„Leider Gottes", seufzte der Gouverneur, „aber —"

„Sie ist verloren, so ich ihr nicht den Weg zeige."

Kossuth glaubte noch immer nicht recht gehört zu

haben und schaute in der That ungewiß, ob Etelka im Ernst spreche, auf die Jungfrau, deren Haltung und Ton jetzt etwas Prophetisches hatten.

Etelka fuhr fort: „Ich kenne den Ort, wo Görgei eingeschlossen ist, wie meine zweite Heimat. Mein Vater besitzt mehre Meiereien daselbst. Da ich als schwächliches Kind an meinem Geburtsorte nicht recht gedeihen wollte, zog meine Mutter mit mir auf einige Jahre in jene Gegend, wo ich alsbald in der frischen Gebirgsluft zu einem kräftigen Mädchen heranwuchs, dem kein Berg zu hoch, kein Roß zu rasch und zu wild war.“

Kossuth begriff noch immer nicht, wie Etelka, wenn sie auch in jener Gegend bekannt sei, die Retterin des eingeschlossenen Corps werden wolle.

Nachdem sie noch einige Mittheilungen über die betreffenden Oertlichkeiten gemacht und letztere so genau beschrieben, daß man sie vor Augen zu sehen glaubte, führte sie den Gouverneur an den Tisch, wo die Karte von Ungarns nördlichen Comitaten noch ausgebreitet lag.

Kossuth folgte ihrer Beschreibung mit der größten Aufmerksamkeit. Plötzlich blieb der Zeigefinger ihrer rechten Hand auf einem Punkte der Karte ruhen. Ihre Rede ward leiser und geheimnißvoller. Das Interesse des hohen Zuhörers wuchs von Minute zu Minute. Endlich

erreichte sein freudiges Erstaunen den höchsten Grad. Es wirbelte ihm im Gehirn und vor den Augen. Er schloß Etelka entzückt in seine Arme.

„Mädchen", rief er begeistert, „wenn Du die Wahrheit gesprochen, woran ich nicht zweifle, und wenn Dein Plan gelingt, wie soll das Vaterland Dir danken?"

„Vor allem einen Empfehlungsbrief an Görgei, daß ich mich legitimiren kann", sprach Etelka; „für das Andere laß mich sorgen."

Der Gouverneur eilte an sein Schreibpult. Ein Brief an Görgei war sofort aufs Papier geworfen.

„Hier, Ungarns guter Genius", sprach er, das Geschriebene Etelka überreichend, „lege ich das Geschick unserer Braven in Deine Hand. Mögen Gott und seine Engel Dir schützend zur Seite stehen."

Er küßte zum Abschied die schöne Stirn der Jungfrau. „Nimm", sagte er in tiefer Bewegung, „meine besten Wünsche und die des gesammten Ungarnlandes mit."

Bereits zwei Stunden später befand sich Etelka, als slowakische Bäuerin verkleidet, im leichten Geschirr, vor welches ein muthiges Rößlein gespannt war, auf dem Wege nach den Karpaten.

Sechstes Kapitel.

Eine wilde Gebirgswelt mit himmelhohen, schneebedeckten Gipfeln umgab das ungarische Heer, und an allen Thoren, die zu diesem Felsenkessel führten, lagerte der überlegene Feind. Nach vier Seiten hin hatte Görgei die außerordentlichsten Anstrengungen gemacht, sich durchzuschlagen. Vergebens, der letzte Versuch hätte ihm fast das Leben gekostet. Sein bester Freund wurde an seiner Seite getödtet. Sein Pferd, ebenfalls getroffen, stürzte unter ihm zusammen. Ein Husar sprengte herbei, reichte dem Feldherrn die Hand und zog ihn mit Gewalt aus dem verheerenden Feuer. Als er todmüde und kummervoll sein Quartier erreichte, bemerkte er, daß sein Tschako von einer Kugel durchbohrt war. Sie war zwischen Cocarde und Sturmband hindurchgegangen.

„Warum nicht eine Spanne tiefer“, murmelte er für sich. Das Leben hatte in seiner jetzigen Lage keinen

Reiz mehr für ihn. Seine letzte Hoffnung, den Branziskopaß vor dem Corps des Generals Schlick zu erreichen, war durch ein kühnes Manöver des letztern vereitelt worden.

Die Nacht war herabgesunken. Ein rauher, sternloser Himmel deckte Berg und Thal. Noch immer saß Görgei vor der Karte und quälte sein Gehirn, einen Ausweg aus seiner bedrängten Lage zu finden. Zwei Adjutanten standen düster in der Ecke. Eine unheimliche Stille herrschte, nur von dem Picken einer kleinen Stutzuhr unterbrochen. Da knarrt leise die Thür. Der diensttthuende Offizier tritt ein. Er meldet eine Dame.

„Eine Dame?“ fragte verwundert Görgei. „Und in solcher Stunde?“

„Sie sagt, sie komme von Debreczin“, lautet der Bericht des Offiziers weiter.

„Von Debreczin? Unmöglich! Ich lasse sie bitten, einzutreten.“

Der Feldherr war aufgestanden und blickte erwartungsvoll nach der Thür.

Die gemeldete Dame trat ins Zimmer. Es war Etelka. Sowie sie Görgei erschaute, zog sie schweigend ein Papier aus dem Busen und überreichte es ihm.

Der Feldherr überflog das Papier, aber kaum hatte er die Handschrift des Gouverneurs von Ungarn

erkannt und sich von dem Inhalt unterrichtet, als sein Staunen den höchsten Grad erreichte. Er bat auf das zuvorkommendste die Eingetretene, auf dem Sopha Platz zu nehmen.

Nachdem Etelka seiner Einladung Folge geleistet, sagte sie: „Ich habe unter vier Augen mit dem General Görgei zu sprechen."

Auf einen Wink des letztern entfernten sich die beiden Adjutanten. Görgei selbst nahm Etelka gegenüber auf einem Stuhle Platz. Seine ersten Worte waren: „Welch ein Stern in dunkler Nacht! Schon lange war es der Wunsch meines Herzens, die edle Perle Ungarns, deren Patriotismus wie Glockenton an mein Ohr geklungen, von Angesicht zu Angesicht zu schauen."

Etelka schien diesen huldigenden Worten keine weitere Beachtung zu schenken. Sie blieb sehr ernst. Kein Lächeln umspielte ihren Mund. „Eure Lage, General", sprach sie, „ist die gefahrvollste, die sich denken läßt."

Ein Seufzer des Feldherrn gestand, daß er diese gefahrvolle Lage nur zu gut kenne.

„Ich habe mich", fuhr Etelka fort, „persönlich davon überzeugt. Drei Tage lang habe ich die Lager des Feindes durchstreift, bald als Marketenderin, bald als Zigeunerin. Nach allen Seiten hin sind die Wege vom Feinde verlegt. Das Defilé von Szelnakna ist so überreich mit Ka-

nonen besetzt, daß Ihr hier allein die Hälfte des Heeres opfern müßtet und doch nicht durchkommen würdet."

Auch dies mußte Görgei mit Trauer zugestehen.

Etelka stand auf und trat an den Kartentisch. Ihr Auge leuchtete feurig.

„Wenn es Euch aber, General, gelänge, die Batterien von Szelnakna im Rücken zu fassen, dann wäre jenseits der Weg vollkommen frei. Denn von dort bis zum Brangiskopaß ist keine einzige Ortschaft besetzt. Zwei Bataillone und einige Sechspfünder", fuhr Etelka fort, „würden hinreichen, den Weg frei zu machen."

„Ganz schön", sprach der Feldherr, indem ein trübes Lächeln seine Züge überflog, „aber die Kunst, mit Bataillonen und Batterien durch die Luft zu marschiren, ist noch nicht erfunden."

„Durch die Luft nicht", erwiderte Etelka, „da habt Ihr wohl recht; aber es gibt noch einen andern Weg."

„Und dieser wäre?" fragte Görgei ungläubig.

„Durch die Erde!" war die inhaltschwere Antwort.

Der Feldherr glaubte nicht recht gehört zu haben. Er wußte nicht, ob Etelka im Ernst oder Scherz rede. Letztere schien das zu bemerken und fuhr fort: „Glaubt nicht, daß ich, um Scherz mit Euch zu treiben, hierher gekommen bin, oder daß Thorheit aus mir spricht. Vernehmt meine Rede und dann faßt Euren Entschluß."

Görgei begriff noch immer nicht, wo Etelka mit ihrem dunklen Ausspruch hinauswollte, doch erwiderte er nichts, und die Gräfin Bardy fuhr fort:

„Keine halbe Stunde von hier liegen zwei Meiereien meines Vaters. Noch erinnere ich mich deutlich aus meiner Kindheit, wie ich als wildes Mädchen mit meinen kleinen Gefährtinnen in die Berge spielen ging. Da gab es ein verstecktes Thal, das wir das Veilchenthal nannten, weil es zur Frühlingszeit ganz blau mit Veilchen überzogen ist. Hier mündet aus den Bergen eine Art Tunnel, dessen Eingang uns oft zum Verstecken diente. Eines Tages machten böse Buben Jagd auf uns. Meine Gefährtinnen zerstreuten sich nach allen Richtungen, ich aber flüchtete in diese Bergeshöhle. Einige der Buben verfolgten mich. In der Angst meines Herzens eilte ich trotz der Finsterniß, die mich umgab, immer weiter. Die Verfolger, deren Stimme ich deutlich vernahm, blieben mir auf den Fersen. Sie glaubten, daß ich ihnen nicht entrinnen könnte. Ich drang immer vorwärts. Den Athem anhaltend, tappte ich über Steingeröll und Erdschollen. Das währte eine ziemliche Weile. Plötzlich schien es mir, als erblicke ich Licht vor mir. Ich eilte darauf zu. Das Licht kam immer näher und ward immer stärker. Wie ein Silbernebel brach es sich Bahn in der unterirdischen Finsterniß. Ich bekam wieder Muth, da den

Verfolgern doch endlich die Lust vergangen schien, mich zur Gefangenen zu machen. Ich eilte weiter und dem Lichte nach, das von der Außenwelt kam. Bald ward auch die Luft frischer. Ich ruhte aus, um frischen Athem zu schöpfen. Bald befand ich mich wieder im Freien."

Görgei hörte dieser Erzählung mit großer Aufmerksamkeit zu.

Etelka fuhr fort: „Als ich mich umsah, erblickte ich vor mir einen wilden finstern Fichtenwald, aber nirgends einen Weg oder sonst einen Ausgang. Weinend setzte ich mich auf einen umgestürzten Baumstamm. Hier fanden mich Arbeiter aus einem Hammerwerke und führten mich auf einem kleinen Umwege in ein Dorf —"

„Und der Name dieses Dorfes?" fragte aufs höchste gespannt der Feldherr.

„Szelnakna."

Görgei sprang wie von einem elektrischen Funken getroffen empor. Seine Wangen glühten, seine Augen glänzten.

„Szelnakna?" rief er. „Gräfin, wäre es möglich?" Diese fuhr fort: „Als ich meinen Großvater, der wegen seiner Gelehrsamkeit in der Familie nur Professor genannt wurde, mein Abenteuer erzählte, sagte er: „Das wird der Kuruzensteg gewesen sein, durch welchen Franz Ragoczy sein eingeschlossenes Heer unter der Erde fortgeführt. Es ist das einer der verfallenen Bergwerksschachte,

wie man solche auch noch anderwärts in den Karpaten findet.""

Görgei konnte vor freudiger Erregung kaum die Worte zu der Frage finden: „Und dieser Durchgang war sonst Niemand bekannt?"

„Die eine Mündung allerdings", sprach Etelka, „nämlich die in das Veilchenthal ausgeht. Daß die Oeffnung aber unter dem Berge fortläuft, ist dem Volke hier völlig unbekannt, da die jenseitige Mündung im wilden Thale schon zu meiner Zeit theils halb verschüttet, theils von Strauchwerk umwachsen war."

„Etelka, Engel in Menschengestalt, wäre Dir's möglich, mich in dieser Stunde noch nach dieser Bergschlucht zu geleiten?"

„Ich bin deshalb gekommen."

„Das nenne ich Hülfe in der Noth!" rief der Feldherr. Er umarmte Etelka, half ihr ihren Pelz anziehen und warf seinen Mantel um. Im tiefsten Schweigen verließen die Beiden die bescheidene Wohnung. Zwei Ordonnanzoffiziere folgten in einiger Entfernung mit Fackeln.

Die Erde war weiß, der Himmel schwarz. Die Gegend ruhte stumm in tiefer Nacht.

Mit sicherer Ortskenntniß führte Etelka ihren Begleiter nach der besprochenen Stelle. Sie gingen schwei-

gend neben einander, ihre Unterhaltung bestand nur in einzelnen kurzen Worten.

Bei einer Bergwindung blieb Etelka stehen. Sie nahm der einen der nachfolgenden Ordonnanzen die Fackel aus der Hand, die andere übergab sie Görgei. Dann winkte sie den zwei Offizieren zurückzubleiben.

Der Feldherr blickte sie fragend an.

„Ich will nicht", sprach sie, „daß Jemand diesen Ort kenne, bevor Ihr mit dem Corps in Sicherheit seid."

„Aber es sind meine vertrautesten Leute."

„Ich traue Niemand."

Beide gingen jetzt allein nach der Tiefe des Thals, zwischen mit gefrorenem Schnee bedeckten Bäumen. Voran Etelka, hinter ihr der Feldherr. Die lohenden Fackeln warfen ein grelles Licht auf die düstere Umgebung, auf die weglose Schneewüste.

Im Kessel der Bergwindung, in eine kahle Bergwand gehauen, gähnt die verrottete Schachtmündung. Verwildertes Gesträuch überwuchert die Oeffnung, grünes Gras sproßt darin, soweit die Sonne reicht. Die Oeffnung erreicht kaum die Höhe eines Mannes. Ihre Seiten sind schräg, wie die Thürseiten in ägyptischen Pyramiden.

Etelka betrat zuerst den Tunnel. Sie bog mit ihrer schönen weißen Hand die bereiften Zweige abwärts. Der Feldherr folgte.

„Der Weg ist sehr verwildert“, sprach sie, „aber binnen wenig Stunden ist er gangbar zu machen. Seine Breite gestattet, daß selbst Kanonen hindurchkönnen.“

Man drang immer tiefer; an manchen Stellen war es in diesem Eingeweide der Erde so warm wie an schwülen Sommertagen. Man vernahm das Brausen unterirdischer Gewässer, die wie Platzregen niederfielen. In der Mitte des Tunnels befand sich der Schachtbrunnen, eine Schlucht, die wie ein riesiger Schornstein bis an die Spitze des Berges hinaufreichte. Dann führte sie wieder mehrere hundert Klaftern abwärts. Auch die Triebstange der Mühle, der schwere Pflugbalken waren noch sichtbar, welche das Seil auf- und niederzogen, an welchem die Bergknappen ein- und ausstiegen und woran die schweren Erzmassen emporgehoben wurden.

Dieser Brunnen befand sich ganz unverdeckt hart neben dem Gange. Etelka blickte mit Schaudern in die dunkle Tiefe.

„Als ich einst hier durcheilte“, sagte sie, „habe ich diesen Brunnen nicht bemerkt. Wie leicht konnte ich hinabstürzen!“

Weiterhin floß ein Bächlein über den Gang.

„Das war früher auch nicht da“, fuhr Etelka fort. „Man hatte es wahrscheinlich oben durch den Kanal ge-

leitet; der wird jetzt zerstört sein, und so brach sich der Bach hierher Bahn."

Der Feldherr hob seine Begleiterin auf seine Arme und trug sie über den Bach. Bald darauf erreichten sie den Ausgang des Tunnels, der ganz verfallen war. Görgei mußte mehrere große Steine aus dem Wege wälzen, um den Ausgang zu gewinnen. Als man endlich das Freie erreichte, lag ein finsterer Fichtenwald im Vordergrunde. Man vernahm deutlich das Werdarufen der in einiger Ferne patrouillirenden feindlichen Vorposten.

Etelka blieb stehen und reichte dem Feldherrn die Hand.

„Jetzt Gott mit Euch, ich gehe weiter." Sie wandte sich dem Walde zu.

„Wie, Etelka, in diesem undurchdringlichen Walde, in solcher Nacht —"

„Es ist das nicht mein erster Gang auf solchem Wege. Nicht weit von hier wohnt ein Müller, mir noch aus meiner Mädchenzeit bekannt und zugethan. Da finde ich Aufnahme und Bauernkleidung. Der Himmel lasse Euer Werk gelingen, daß wir uns froher wiedersehen jenseits der Theiß."

Vergeblich bot der Feldherr seine ganze Beredtsamkeit auf, die kühne Nachtwandlerin zurückzuhalten. Etelka blieb unerschütterlich. Sie stieß ihre Fackel in den

Schnee, daß sie zischend erlosch, und schritt dem Fichtenwalde zu.

Es waren noch keine zwei Stunden der Nacht vorüber, als der verschollene Schacht von ungewohntem Getöse widerhallte. Die seit Jahrhunderten herrschende Dunkelheit ward durch blendenden Fackelschein vertrieben. Unheimliches Nachtgefieder ward aus dem Winterschlafe aufgeweckt. Die Gestalten der Pionniere glichen gnomenhaften Schatten. Görgei und die leitenden Offiziere waren überall und trieben zur größten Eile. Bald bewegten sich von Soldaten geschoben Kanonen durch die sumpfige Schlucht.

Noch ehe die Winternacht zu Ende, hatten mehrere Batterien und eine erlesene Schaar des Heeres den Tunnel zurückgelegt und hinter dem Fichtenwalde Posto gefaßt, der sie dem nichts ahnenden Feinde verbarg.

Mit grauendem Morgen wirbelten die Trommeln im Hauptcorps. Das Heer setzte sich gegen Szelnakna in Bewegung. Ruhig und voller Zuversicht erwartete der feindliche Feldherr die heranziehenden Ungarn. Der Angriff begann. Die Oesterreicher in ihrer festen und gesicherten Position spotteten der Anstrengungen der Magyaren.

Da plötzlich, wie der Donner des ewigen Gerichts, that sich im Rücken der Oesterreicher die flammende Hölle auf. Die durch den Tunnel gezogenen Batterien begannen ihr Feuer und schleuderten Tod und Verderben auf den völlig überraschten Feind. Die ebenfalls auf diesem Wege angelangten Bataillone gingen im Sturmschritt vor.

Nach kurzem Kampfe verließ der Feind seine so wichtige Stellung. Er zog sich, um seine Flanke zu decken, von der Hauptstraße zurück. Der Paß ward frei und das ungarische Heer war gerettet.

Als ein Major dem General Schlick diese Nachricht nach Eperies brachte, bemächtigte sich des letztern der heftigste Zorn. Er glaubte nicht recht gehört zu haben, da er Görgei sammt seinem Corps für lebendig begraben gehalten.

„Hunde seid Ihr“, rief er in leidenschaftlicher Aufwallung, „Hunde allesammt. Diesen Paß hätte ich gegen Hunderttausende gehalten.“

Siebentes Kapitel.

Wie ein prachtvoller Edelstein liegt das Land Siebenbürgen in der Fassung majestätischer Berge. Ihre stolzen Häupter spiegeln sich in Flüssen und Bächen, welche Goldkörner in die Ebene führen und von den Schätzen erzählen, die in der großen Felsenburg begraben liegen. Da wachsen Gold und Silber, Eisen, Blei und Kupfer, Salz und Salpeter, da blitzen Sapphir und Opal in den herrlichsten Farben. Die Anemone wiegt ihr Haupt im Thale, am Bache blüht der blaue Ehrenpreis. Die Salbei und die Mentha loben Gott den Herrn in ihrem Dufte. Auf den Höhen glüht das Rhododendron, auf den adlerumkreisten, schneebedeckten Gipfeln leuchtet das Edelweiß und in den Wäldern träumt die Glockenblume ihr schnellverblühendes Leben. Prächtige Rosse mit breiter Brust und sprühenden Nüstern, wie sie nur Arabien wieder bietet, weiden in den Ebenen. Gemsen be-

völkern das kahle und kalte Gestein, wo die blühende Vegetation erloschen, und in todter Einsamkeit, auf unnahbaren Klippen, hoch über dem Leben und Treiben der Menschen führt der Steinbock sein räthselhaftes, beschauliches Dasein; über ihm schweben die Wolken und die Geier.

Wunderbar schöne Gegend! Von den Bergspitzen sieht man bei klarem Wetter weit hinein nach Ungarn. Die verbundenen Berge, übereinander steigend, sind mit reicher dichter Waldung überzogen. Zur Frühlings- und Sommerszeit verschmelzen gegen Sonnenuntergang die fernen Gipfel in lilafarbenen Nebel und ihre Ränder umsäumen sich mit sanfter Goldfarbe.

Fern auf entwaldeter Bergseite schaut weiß und freundlich ein Castell auf die ganze Gegend hernieder. Im Thale zieht sich ein kleines zerstreutes Dorf am Bache hin. Sein Abendläuten klingt wundersüß durch die schweigende Natur.

Weiterhin in der Gegend des Waldes erblickt man das zerfetzte Dach eines Hauses. Das eintönige Geklopfe und der getrübte Bach, der vom Hause daherkommt, lassen ein Pochwerk errathen. Noch weiter oben im Thal stört Hammerschlag die Stille und der rothstrahlende Glanz bezeichnet eine Eisenhütte.

Aus dem kleinen Thaldorfe hinauf zum Castell

führt eine in die Seite des Bergs gehauene Wendeltreppe, während weiterhin auf der sattelähnlichen Beugung des Bergs ein regenzerrissener Weg nach einer ferner gelegenen Ortschaft führt.

Das Castell selbst ist eine geschmackvoll erbaute herrschaftliche Wohnung mit grünen Jalousien. Uralte Kastanienbäume umschatten die nächste Umgebung. In dem angrenzenden Gärtchen blühen zur Frühlingszeit wohlgepflegte Hyacinthen und Anemonen.

Auf dieses Schloß, das ihm ebenfalls eigenthümlich zugehörte, hatte sich Graf Stanislaus Bardy, um der Revolution und dem Kriegslärm so fern wie möglich zu leben, mit seiner uralten Mutter zurückgezogen. Nur ungern und nur um dem Wunsche der am Grabesrande stehenden Greisin nachzukommen, war ihnen der älteste Sohn, Graf Stephan, in diese Einsamkeit gefolgt. Endlich aber vermochte sein ungarisches Herz nicht länger hier müßig der großartigen Erhebung seines Volkes zuzuschauen. Er hatte sich gegen den Willen seines Vaters in Klausenburg bei einer freiwilligen Reiterschaar anwerben lassen. Hauptsächlich war es die erschütternde Nachricht von dem Tode seines Bruders Imre, die ihn zu diesem Schritte vermochte. Trotz des Tagesbefehls des Gouverneurs, der den Namen des Hingerichteten rein wusch, glaubte er doch, daß durch Imre's unglückselige

Briefbeförderung ein Makel auf seine Familie gefallen sei. Daß dieser Makel abgewaschen werden müsse, stand fest bei ihm, und weder die Gefahr seines eigenen Lebens, noch die Aussicht, bei seinen Angehörigen in Ungnade zu fallen, konnte ihn andern Sinnes machen.

Während ihn aber der Tod Imre's auf das tiefste geschmerzt hatte, beglückten ihn auf der andern Seite die Nachrichten, die von Zeit zu Zeit über Etelka ihm zugekommen. Ihre opferfreudige Hingabe für das Vaterland erfüllte ihn mit Stolz für eine Schwester, deren Name in der Familie nicht mehr genannt werden durfte.

Stephan war gekommen, vom Vater und dessen Mutter Abschied zu nehmen.

Graf Stanislaus ging in einem der obern Gemächer von Bardy-Castell hastigen Schrittes auf und ab. Stephan stand am Fenster. Er trug die Uniform der Matgas-Husaren, grauen Dolman mit rothen Schnüren. Den Tschako mit der dreifarbigen Cocarde hielt er in der Hand. An seiner Seite klirrte der Säbel.

Nach einiger Zeit machte sich der Zorn des Vaters Luft.

„Geh“, sagte er in abgebrochenen Sätzen, „je eher, desto besser, daß ich Dich nicht mehr sehe. Glaube nicht, daß der Zorn aus mir spricht, aber ich blicke mit Grauen auf Dich. Ich möchte den Verstand verlieren, wenn ich nur daran denke. Du bist jetzt nur noch mein

einziger Sohn. Du weißt, welche Hoffnung ich auf Dich setzte. Ja, Du weißt, wie sehr ich Dich geliebt. Aber wenn Du Thränen in meinen Augen siehst, die nie geweint, so glaube nicht, daß sie Deinetwegen fließen."

Der Graf schwieg. Eine erdrückend schwüle Pause folgte. Nach einiger Zeit fuhr der Graf fort: „Wenn ich wüßte, daß Du im gegenwärtigen Kampfe umkämst, es wäre ein harter Schlag, aber ich würde mein Haupt in Demuth beugen und sagen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt! Aber Dein und Deiner wahnwitzigen Gefährten Tod wird zugleich ein Fluch dem Vaterland. Euer Blut wird das Volk, für welches es angeblich fließt, zu Grunde richten."

„Die Vertheidiger der Freiheit und Unabhängigkeit", erwiderte Stephan, „werden untergehen, um neuen Kämpfern Platz zu machen."

„Das ist eben der verruchte Irrthum", brauste Graf Stanislaus auf, „die Verirrung, die selbst manchen der Bessern umnebelt hat. Ihr täuscht Euch, indem Ihr Neues zu bauen vermeint, wenn Ihr das Alte niederreißt. Wer hieß Euch mit dem Geschick des Vaterlandes so frevelhaftes Spiel treiben und Gott versuchen? Wer hieß Euch Alles umstürzen in der Verblendung auf das, was kommen soll und was sich Eure thörichte Phantasie

vormalt? Haben nicht so viele rechtschaffene Männer Jahrhunderte lang für die morsch gewordene Verfassung gekämpft? Waren das keine Patrioten? Waren das keine tapfern, heldenmüthigen Männer? Oder lieben Deine Gefährten, wenn sie die verständigen Männer auf dem Landtage zum Schweigen bringen, das Vaterland mehr als wir, die wir von Geschlecht zu Geschlecht Gut und Blut ihm geopfert, die wir selbst Schmach erduldet, um es nur beim Leben zu erhalten?"

Stephan bemühte sich, seinem Vater zu Gemüthe zu führen, wie es nur Forderungen der Humanität und der vorgeschrittenen Zeit seien, welche den gegenwärtigen Kampf heraufbeschworen, und daß dem Volke die so lange vorenthaltenen Rechte nicht länger verweigert werden könnten.

„Utopische Ideen!" widersprach der Graf. „Das Volk wird Euch nie verstehen und kann es auch nicht. Es begehrte nie, was Ihr ihm jetzt geben wollt. Es war nie unzufrieden, Ihr habt es mit Eurem kosmopolitischen Geschwätz erst unzufrieden gemacht. Ein dem Fleiße entsprechender Wohlstand ist's, was das Volk bedarf. Frage von meinen Unterthanen, welchen Du willst, ob es einen unter ihnen gibt, den ich hungern, dessen Familie ich verderben ließ; ob ich ihnen nicht stets zur Zeit der Noth geholfen, ob ich einem je ungerecht be-

gegnet bin. Du wirst keine einzige Klage vernehmen. Ist es ungerecht, wenn ich sie nicht vom Pfluge wegrufe, um sie über ihre Ansichten in Hinsicht auf Verfassung, Gesetzgebung und Staatsverwaltung zu befragen? Sie werden mich angaffen, eben weil sie meine Frage nicht verstehen."

„Daß das Volk", wagte Stephan entgegen zu halten, „die vernünftigen Ideen der Gegenwart nicht versteht, ist eben eine Folge der Sünden der Vergangenheit. Laßt das Volk nur erst frei sein, laßt es Mensch sein, so wird das, was ihm heute noch ein fremder Gedanke ist, bald keiner mehr sein."

„Frei sein!" rief Stanislaus in einem Tone, der den Spott nicht verleugnen konnte. „Ihr fragt aber nicht, ob diese Freiheit hunderttausend Menschenleben kostet."

„Ich leugne es nicht", gab Stephan mit schöner Wärme zur Antwort, „ich glaube sogar, daß die jetzige Generation die Früchte der heutigen Bewegung nicht erlebt; ich glaube, daß von all denen, deren Namen jetzt die Welt nennt, in einigen Jahren vielleicht kein einziger mehr am Leben und daß, wenn die Tyrannei siegt, ihrer nicht einmal mit Ruhm gedacht, ihr Grab nicht bekränzt werden darf; aber kommen wird eine Zeit, wo auch die Gerechtigkeit wieder ihr Amt verwalten wird.

Was heute gesäet wird, muß einst aufgehen und goldene Frucht bringen. Das ist mein heiliger Glaube, für den ich lebe und sterbe."

Graf Stanislaus erwiderte kein Wort, aber er schaute auf seinen Sohn mit einem Blicke, der seine große Liebe wie seinen großen Schmerz nur zu deutlich erkennen ließ. Dann sank er wie gebrochen in die Arme desselben.

„Istovan", rief er, „sieh diese Thränen!"

„Ich sehe sie, mein Vater", stammelte Stephan tief erschüttert, „zum ersten Male sehe ich Dich weinen in meinem Leben. Mein Herz erträgt kaum die Last dieser Stunde, aber Gott helfe mir, mein Vater, ich gehe doch. Du hast wohl Ursache zu weinen, denn ich werde Dir keine Freude, keinen Ruhm bringen, und doch gehe ich. Ein Gedanke, mächtiger als Vaterlandsliebe durchleuchtet mich, es ist mein Glaube."

„So geh", sprach Graf Stanislaus tonlos; „möglich, daß Du fällst und ich Dich nicht wiedersehe, möglich, Du kehrst zurück und findest unser Stammhaus nicht mehr, nicht das Grab, wo meine Gebeine ruhen; aber wisse, daß ich weder in meiner noch in Deiner Todesstunde Dir fluchen werde Verlaß mich jetzt!"

Damit wendete er sich ab und winkte seinem Sohne, sich zu entfernen.

Lautlos verließ Stephan das Zimmer. Seine Thrä-

nen flossen reichlich, als er sich allein sah. Er begab sich zu seiner Großmutter.

Die Greisin mit ihrem schneeweißen Haar saß in einem Räderstuhl. Sie hatte schon längst das Gehen verlernt. Ihr Augenlicht war erloschen. Durch das Klirren von Stephan's Schwert ward sie aufmerksam: sie fragte, wer sich nahe.

„Istovan“, flüsterte die Dienerin, die sich stets in der Nähe befand.

„Was soll das Schwert an Deiner Seite, Istovan?“ Dann fuhr sie murmelnd fort: „Es scheinen böse Zeiten, sehr böse Zeiten. Aber Gott schickt sie, wer kann da abwehren? In meinem Traume habe ich wieder mit meinen Todten gesprochen. Es war, als ob sie alle in Waffen wären. Sie winkten mir, daß ich folgen sollte. Ich bin bereit, ich lege mein Leben in die Hand des Herrn. Es sind schlimme Zeiten, schlimme Zeiten. Warum hast Du Dich mit dem Schwert umgürtet, Istovan? Es wird Krieg geben, nicht wahr? Der Menschen sind zu viele geworden auf Erden. Sie haben sich mit einander nicht vertragen können.“

Stephan küßte lautlos die Hand der Greisin.

„Also Du gehst weg?“ fuhr die Altmutter fort. „Gott sei mit Dir auf Deinen Wegen! Wenn Du bei einem Kreuze vorbeikommst, versäume nicht, Dich dem Herrn über Leben und Tod zu empfehlen.“

Sie legte ihre dürre Hand auf das Haupt des Enkels.

„Der Allmächtige segne Dich!“

Es waren die letzten Worte, die sie mit Bewußtsein sprach, denn alsbald versank sie wieder in jenen traumähnlichen Zustand, in welchem Bilder der Vergangenheit und Zukunft an ihrem innern Gesicht vorüberzogen. Ihre Lippen bewegten sich, doch nur unzusammenhängende Worte wurden vernehmbar. Wiederholt sprach sie leise die Namen Etelka und Imre aus.

Als Stephan den Schloßberg hinabritt und bei dem ersten Kreuze vorüberkam, erinnerte er sich der Worte der Greisin und legte sein Geschick in die Hand des Allmächtigen. Bald hatte er das kleine Thaldörfchen erreicht, aber Niemand begegnete ihm. Alles war wie ausgestorben. Die Schornsteine rauchten nicht, durch die Küchenfenster leuchtete kein Feuer. Die Häuser waren verschlossen. Kein Glockengeläute, kein Gesang ertönte. Die Bewohner waren ausgezogen mit Weib und Kind. Waren sie geflüchtet vor der Rache der Magyaren oder hatten sie sich jenen Mord- und Raubbanden angeschlossen, die verheerend das gesegnete Land durchzogen?

Es war Abend geworden. Ueber die Thäler senkte sich ein leichter, durchsichtiger Nebel. Stephan ritt in der einsamen, schweigenden Gegend dahin. Er gedachte noch vor Morgengrauen Klausenburg zu erreichen.

In Bardy-Castell war es nach Stephan's Abreise wieder sehr still geworden. Graf Stanislaus saß in dumpfem Brüten in seinem Gemach. Sein Inneres war zum Tode betrübt.

„Gott, Gott", fragte es in ihm „womit habe ich am Abend meines Lebens das verdient? Die Kinder verloren und das Vaterland am Abgrunde des Verderbens! Die Wahnsinnigen, mit Oesterreich anzubinden! Was ist Ungarn ohne Oesterreich? Und selbst wenn es gelingt, den Kaiserlichen Trotz zu bieten, so werden die Russen kommen und Ungarn ist ein erobertes Land. Seine Unabhängigkeit, für die wir seit Jahrhunderten ritterlich gekämpft, ist dahin. Dieser Gedanke führt zum Wahnsinn. Es ist Zeit, daß ich mein Haupt zur Ruhe lege, solange es noch ein Ungarn gibt."

Die Tapetenthür that sich leise auf, ein alter Diener des Hauses trat ein.

„Was bringst Du?" fragte der Schloßherr.

„Einen Brief aus Neusatz", war die Antwort, „welchen ein Benedictiner des Klosters St.-Katharina überbracht hat."

Der Graf betrachtete Siegel und Aufschrift. Die Hand war ihm nicht unbekannt. Er erbrach das Schreiben und las:

„Alter Freund!

Wenige Tage nach dem Empfang dieser Zeilen

werden sich drei Reisende, eine Dame und zwei Herren, auf Bardy-Castell einfinden; ich bitte Dich, ihnen so lange Gastfreundschaft zu gewähren, bis wieder etwas Ruhe und Ordnung im Lande hergestellt sind, sodaß sie weniger gefährdet ihre Reise fortsetzen können. Die Dame ist die Tochter eines vor nicht langer Zeit hier verstorbenen deutschen Handelsherrn, der mir seit langen Jahren befreundet. Sie gedenkt nach Deutschland überzusiedeln, und ihr Cousin ist in Begleitung eines jungen Franzosen hierher gekommen, um sie sicher nach Salzburg zu geleiten. Die guten Leute hatten anfänglich die tollkühne Idee, ihren Weg durch das in vollem Aufruhr befindliche Serbien zu nehmen. Ich habe natürlich aus allen Kräften abgerathen, denn so man sie als Deutsche erkennt, ist ihr Leben keine Stunde gesichert. Sie sind auch meinem Rath gefolgt und haben ihre Richtung über die noch nicht aufgewühlten Districte von Siebenbürgen genommen. Wie ich vernommen, haben sie Karlsburg wohlbehalten erreicht. In Neusatz herrscht dermalen dasselbe Elend wie überall. Wir müssen jeden Tag gefaßt sein, daß die betrunkenen wilden Horden der Serben hereinbrechen und plündern und morden, wie das dermalen ihr täglich Handwerk ist. Die von kaiserlichen Offizieren befehligten Truppen gewähren den armen gequälten Bewohnern nur geringen Schutz; ob

auf höhern Befehl, weiß der Himmel, aber fast hat es den Anschein. Der Himmel möge es aber einst denjenigen vergelten, von welchen diese Befehle ausgegangen sind. Hoffentlich, daß es unsern rein magyarischen Truppenkörpern bald gelingt, diesen gräßlichen Zuständen ein Ende zu machen.

Dein

alter Freund und Studiengenosse

Franz Zeleny."

„Habe Dank, treue Seele", sprach Graf Stanislaus, nachdem er gelesen, „daß Du meiner gedachtest. Die Empfohlenen sollen willkommen und wohl aufgehoben sein auf Bardy-Castell. Unsere Gegend ist, Gott sei Dank, bis jetzt noch immer von jenen Mordbanden verschont geblieben, die unter dem Vorgeben, für die Freiheit zu kämpfen, sich den schändlichsten Ausschweifungen überlassen. Da die drei Reisenden bereits Karlsburg unangefochten erreicht, werden sie auch ungefährdet nach Bardy-Castell gelangen. Doch werde ich zu größerer Sicherheit einige Diener entgegensenden."

Er gab Befehle, für die Aufnahme der zu erwartenden Gäste die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Achtes Kapitel.

Auf der ganzen langen Theißlinie von Tokay bis Szegedin entwickelten sich allmälig die Streitkräfte der Magyaren. Was jenseits gesäet wurde, sollte diesseits des Flusses Früchte tragen. Es begann der große Vormarsch von Osten nach Westen, der Alles niederwarf, was sich ihm in den Weg stellte.

Von den letzten Märztagen bis in die erste Woche des April, das heißt von dem Hauptangriffe auf die kaiserliche Armee bis zur Einnahme von Waitzen, haben die Ungarn unter Görgei's Anführung ihre glänzendsten Schlachten geschlagen. Es war eigentlich nur eine einzige Schlacht, die vierzehn Tage währte, mit jedem Tage ihr Terrain veränderte, mit jeder Stunde die Magyaren vorwärts gegen Pesth führte und mit jeder Stunde den Kaiserlichen ein Stück nach dem andern des mühsam erkämpften Bodens abgewann, eine Schlacht, die bei

Szolnok ihren Anfang nahm und bei Dunakeß den ersten kurzen Ruhepunkt fand, an welchen sich später die glorreichen Tage von Nagy-Sarlo, Pacs und Komorn reihten, und die mit der Einnahme Pesths, dem Entsatze Komorns und dem vollständigen Rückzuge der Kaiserlichen endete.

Gegen Windischgrätz, Götz, Schlick, Jablonowski kämpften Görgei, der Pole Dembinski, Repassy und Klapka; dem Kroaten Jellachich stand der Serbe Damjanics gegenüber.

Fürst Windischgrätz war mittlerweile in Gödöllö angelangt und brachte an Verstärkung Alles mit, worüber er verfügen konnte. Er zog sich nach Aszod, weil Görgei Miene machte, gegen Iklad abzuschwenken. Bei Aszod kam es zur Schlacht. Sie war mörderisch und endete mit der vollständigen Niederlage der Oesterreicher. Tapjo Bicske, Isaszeg, Gödöllö und Aszod waren der Reihe nach von Süden nach Norden vier Positionen, wie sie sich kein Feldherr auf Erden besser wünschen kann, um einen anstürmenden und überlegenen Feind mit der Gewißheit des Siegs zu empfangen. Sie boten für eine Armee alle jene kostbaren Stützpunkte, die Tausende von Streitern aufwiegen: die Anhöhen für die Artillerie, den Wald für die Tirailleurs, die Ebene für Fußvolk und Reiterei.

Beide Theile wußten den Werth dieser Positionen zu schätzen. Die österreichischen Generale brachten ihre Geschütze, ihre vortrefflichen Jäger und ihre besten Reiterregimenter, die Magyaren die Tapferkeit ihrer Honveds und ihre Husaren auf den Kampfplatz.

Die Schlacht bei Tapjo-Bicske währte von sechs Uhr morgens bis neun Uhr abends und endete mit der regellosen Flucht der Kroaten. Sie liefen bis Pesth.

Die Schlacht von Isaszeg dauerte zwei volle Tage. Sie war eine der blutigsten im ganzen Feldzuge. Ganze Honvedcompagnien wurden von den österreichischen Geschützen niedergeschmettert, aber neue wuchsen aus dem Boden. Die Husaren leisteten Unglaubliches.

Nur mit solchem Heldenmuthe konnte Isaszeg genommen werden. Auch Aszod fiel, und nun wurde Gödöllö, das zumeist gefürchtete, von den Kaiserlichen ohne großen Widerstand aufgegeben.

Kossuth, der mit vielen Reichstagsdeputirten den Bewegungen der Armee gefolgt war, schloß Görgei in seine Arme. „Jetzt erst", rief er begeistert, „ist es klar, was unsere Armee zu leisten vermag. Hoffentlich ist jetzt Ungarn gerettet."

Er verweilte einige Tage in Gödöllö, im Schlosse des Grafen Graßalkowich, wo Windischgrätz zu wiederholten Malen sein Hauptquartier aufgeschlagen gehabt,

und schlief in demselben Bette, welches der genannte Fürst früh verlassen hatte.

In diesem Schloß erließ er eine Proclamation, worin er das Land aufforderte, der Zukunft hoffnungsvoll entgegen zu sehen und seine Treue gegen den König Ferdinand zu bewahren. Zehn Tage später erfolgte vom Reichstage die Unabhängigkeitserklärung und die Thronentsetzung des Hauses Habsburg-Lothringen.

Der auf dem Rückzuge begriffene Fürst Windischgrätz hatte indessen mit seiner Armee in einem großen Bogen um Pesth Posto gefaßt, dabei aber den außerordentlichen Fehler begangen, die Straße gegen Waitzen nicht hinreichend zu decken. Blos die Divisionen Götz und Jablonowski waren hier zurückgelassen worden.

Die Ungarn, welche dem Fürsten auf dem Fuße folgten, unternahmen Tag für Tag Scheinangriffe längs der ganzen ausgedehnten österreichischen Linie. Sie zogen sich zurück, sobald die gegnerische Artillerie auf Schußweite herankam. Eine volle Woche ließ sich Windischgrätz von dem ungarischen General Aulich täuschen, der mit seinem kleinen Corps die gesammte österreichische Armee beschäftigte. Die Bauern der Umgegend mußten des Nachts meilenweit Wachtfeuer unterhalten, um den Gegner über die Ausdehnung des ungarischen Lagers zu täuschen.

Plötzlich durchläuft die Schreckensnachricht das österreichische Lager, Waitzen sei genommen, der General Götz im Kampfe vor der Stadt gefallen und Jablonowski, viel zu schwach, um Widerstand leisten zu können, zurückgeworfen worden. Görgei, lautete die Hiobspost weiter, befinde sich im Besitz des linken Donauufers und stehe bei der Insel Andrä, im Begriff auf das rechte überzugehen, um der österreichischen Hauptarmee in den Rücken zu fallen.

Jetzt erst erkannte Fürst Windischgrätz das Gefährliche seiner Lage. Sein Hauptquartier ward vom Hotel zum Schwan in Pesth hinüber nach Ofen verlegt und Jellachich verließ das Gasthaus zu den zwei Löwen. Die ganze Armee ging auf das rechte Donauufer über.

Hiermit hatte aber auch der Fürst seine strategische Rolle ausgespielt und seine militärische Laufbahn beendet. Ein Ende, wie es kein ruhmloseres geben kann. Geschmäht von seinen frühern Bewunderern, abberufen durch den Hof, der ihn den Retter Oesterreichs genannt, überall geschlagen von einem Feinde, den er verachtet, und in jedem Berichte als eine feige Rotte geschildert, verflucht von zwei Hauptstädten der Monarchie, aus deren Brandruinen er sich den schnell geschwundenen Ruhm eines Eroberers aufgebaut hatte, gehaßt von Deutschland, dessen Volksvertreter er den Standrechtskugeln überliefert, ver-

wünscht von der civilisirten Welt, die alle Blut- und Thränenströme Oesterreichs ihm zur Last legte — so verließ dieser Fürst Ungarn, das er mit solcher Siegessicherheit betreten hatte, nicht etwa als Bild gefallener Größe, sondern als breitgeschlagene Nichtigkeit, ein lebendiger Denkstein bestraften Hochmuths.

An seine Stelle trat Baron Welden, welcher, die Lage und den Zustand der Armee erkennend, sofort den allgemeinen Rückzug anordnete.

Die beiden letzten Schlachten im Stromgebiet der obern Donau wurden bei Szöny und Nagy-Sarlo geschlagen. Die erstere brachte die österreichische Hauptarmee zu jenem Grade der Auflösung und Demoralisation, durch welche die größten Heere binnen kurzem in ihre kraftlosen Elemente zerlegt werden. Die zweite vernichtete mit einem Schlage die Reservearmee unter General Wohlgemuth, sodaß ihre Trümmer sich erst nach geraumer Zeit wieder zusammenfanden.

Noch fanden Gefechte bei Pacs und an der Ipoly statt, doch die Niederlage Wohlgemuth's gab die Entscheidung. Mit ihr war die Festung Komorn, dieser Trutz Ungarns, für die Oesterreicher verloren.

Neuntes Kapitel.

Die Sonne steigt höher; die Puszta entfaltet allmälig ihr eigenthümliches Leben. Adler und Falken wiegen sich in den blauen Höhen, schweben eine Zeit lang scheinbar regungslos und schießen plötzlich und pfeilschnell auf ein Steppenhuhn oder kleines Nagethier herab; Trappen eilen über die Fläche zu den entferntern Weizen- und Rapsfeldern; Gänse und Kraniche fliegen von einem Tümpel zum andern; Reiher und Rohrdommeln lauern am Rande der Pfützen; Kibitze streichen klagend am Boden hin; kleine Eidechsen treiben sich herum, fahren blitzschnell in ihr Versteck, gucken neckisch hervor und beginnen bald wieder ihr früheres Spiel; Käfer von allen Größen und Farben schwirren summend und brummend von Ort zu Ort; lärmend und vielgeschäftig läßt sich ein Volk von Staaren nieder; schwerfällig und kräch-

zend nähern sich Raben und Krähen den wühlenden und grunzenden Schweinen.

Die Atmosphäre wird immer heißer, warme Luftströme steigen senkrecht empor, Staub und dünne Hälmchen mit sich führend. Ueber allen Pflanzen fließen und zittern glitzernde Lichtwogen. In der Ferne zeigen sich trügerische Luftgebilde, bald den Wellenschlag des strömenden Wassers, bald die Spiegelfläche eines Teichs nachahmend. Die Heerden lechzen nach Schatten und Kühlung, aber vergebens. Die Bäume erreichen nur eine zwerghafte Höhe, sie sterben bald ab, weil sie nur von der obern Erdrinde Nahrung erhalten. Die Steppenpflanzen treiben höher, verdorren aber bald und vermögen keinen Schatten zu geben. Die Ausdünstungen der Teiche und Tümpel werden von der Hitze bald aufgesogen. Von keiner Seite weht ein frisches Lüftchen. Trotz ihrer Ermattung und Unlust legen Pferde und Rinder einen raschern Schritt ein, sobald sie einen Brunnen wittern, um welchen in langen Wellenlinien mit großer Genauigkeit der „Ochsentritt" ausgetreten ist, da die Rinder gewissenschaft reihenweise hinter einander gehen.

Die Heerden trinken in langen Zügen. Die Anwesenheit aller Hirten ist nöthig, um dem Stoßen und Drängen Einhalt zu thun. Ihr Durst ist befriedigt. Sie kehren langsam zurück. Träge hingeworfen blinzeln

die Hunde in die Sonne. Gemächlich strecken sich die Rinder auf den Boden, sich dem vielgeliebten Geschäft des Wiederkäuens hingebend. Die andern Thiere stehen gleichsam unschlüssig, was zu thun. Die Hitze wird immer unerträglicher. Die Schafe ziehen sich auf einen dichtgedrängten Haufen zusammen. Sie verstecken, so gut es gehen will, die Köpfe oder schütteln dieselben beständig, um einige Kühlung zu erhalten. Die Rinder erheben sich aus ihrer angestammten Ruhe und stellen sich in kleine Kreise zusammen, sodaß eins den gesenkten Kopf in den Schatten des andern bringt. Auch die Pferde ahmen häufig dies Beispiel nach. Der Büffel sucht einen Tümpel, wirft sich auf die Kniee und vergräbt sich im Schlamm, Wasser und Schilf, daß nur die Hörner und die kleinen trotzigen Augen hervorlugen. Die Schweine legen sich in die Pfütze, reiben sich, rücken herum, bis sie die bequemste Lage herausgefunden haben, grunzen unzufrieden und werfen sich nach einiger Zeit triefend von Schmuz in die andere Seite. Sämmtliche Thiere leiden bei ihrer Regungslosigkeit doppelt von den Angriffen der Insekten, denen jetzt kein Vogel nachstellt. Alles Leben scheint, außer den Insekten, erstorben. Die Heerden geben keinen Laut von sich. Auch kein Raubvogel läßt sich sehen. Alles sucht das kostbare und doch hier so rare Gut, den Schatten. Nur die Eidechse freut

sich unbeweglich und mit geöffnetem Munde des Sonnenscheins und der glühend heißen Luft. Die Hirten selbst lagern um den dampfenden Kessel, dessen Feuer aus Mangel an Brennmaterial mit Schilf, trockenem Gras oder Mist unterhalten wird. Gemüse und Fleisch, einfache, aus Mehl bereitete Speisen, Speck mit Paprika, Milch und Brei sind die nahrhafte Kost des Pusztenbewohners. Ist die nächste Haideschenke nicht allzufern, so reitet einer nach dem Steppenkrug, um den Kulacs zu füllen, der dann fleißig in die Runde geht. Nach dem Mittagsmahl wird geplaudert und gescherzt. Der Hirt liegt behaglich ausgestreckt, die vielgeliebte Pfeife schmauchend.

Es ist zwei Uhr geworden. Die Heerden werden wieder auf die Weide getrieben.

Langsam bewegen sich die Züge vorwärts. Die einzelnen Trupps zerstreuen sich erst, wenn die Sonne zu sinken beginnt. Jetzt erwacht zum zweiten Male das Leben der Steppe. Die Heerden erhalten ihre Frische wieder, die Schafe sind wieder begierig im Abrupfen der sparsamen Gräser, die Rosse werden munterer, die Gänse verlassen das Wasser, um Toilette zu machen, die Reiher und Störche erheben sich und fliegen auf, und herzbrechend lassen die Frösche ihr langgezogenes und breitgetretenes Gequak vernehmen.

Mit dem Wechsel der Tageszeit ändert sich auch

die Beleuchtung der Puszta und die Farbe des Himmels. Kein Maler vermag die Zartheit der Tinten, in welchen allmälig die Ferne verschwimmt, wiederzugeben.

Endlich versinkt die Sonne, ein blutrother Riesenball, in einem gespenstigen, fahlen und glutrothen Meere. Die Dämmerung bricht an.

Jetzt schleichen aus dem Meere kühle Schatten
Und leichte Nebel über's Haideland.

Es wird Nacht und mit einem Male bietet die Steppe ein anderes überraschendes Schauspiel. Bei allen Hürden, soweit das Auge reicht, steigen flackernde Feuer auf. Bis zum fernsten Horizont sieht man sie leuchten. Die Hirten bereiten und verzehren ihr Nachtmahl. Kühe und Mutterschafe werden gemolken, und nachdem Alles besorgt ist, besuchen sich die Nachbarn, plaudern oder spielen um das Feuer gelagert. Zuweilen erzählt auch der Oberhirt uralte Sagen und Mären: wie die Magyaren einst in die jetzige Heimat eingewandert und sich mit dem Schwerte ihre neuen Wohnsitze erkämpft haben, Züge aus dem Leben des unvergeßlichen Matthias des Gerechten und anderer großen Helden der Vorzeit. Ringsum herrscht tiefes Schweigen, wenn der Oberhirt erzählt, und keiner der Zuhörer wagt ihn zu unterbrechen. Erst spät in der Nacht endet oft seine Erzählung, dann sucht Jeder sein Ruhelager.

So ist das Leben auf der Puszta, einförmig und doch nicht ohne Mannichfaltigkeit, wie solche auch der ganzen Landschaft nicht fehlt. Ueppige Weizen- und Rapssaaten, unübersehbare Maisfelder und Tabakpflanzungen, saftige Wiesen neben endlosen magern Weiden, öden Sandflächen, dürren Haiden und sumpfreichen Niederungen, mit nackten oder rohrbedeckten Tümpeln, mit schwankendem, trügerischem Boden, mit Natronbächen, stockenden Steppenflüssen und großen Strecken voll Salzpflanzen. Es ist ein anderes Leben, wenn der Lenz hier mit grünem, dort mit braunem Sammt die Steppe überzieht und die Heerden vor Lebenslust und Uebermuth kaum sich leiten lassen; ein anderes, wenn der tropische Sommer durch seinen Gluthauch träge Ruhe auf die Gefilde senkt; ein anderes, wenn die milden, weichen Lüfte des Herbstes und der reichlichere Nachtthau Pflanzen und Thiere neu belebt, oder wenn der Winter seine Schneeschauer wirbelnd über die endlose Ebene treibt.

Der Sonntag bildet einen Lichtpunkt in dem einförmigen Leben des Pusztenbewohners. Auf flinkem Rosse jagt er durch die weite Steppe nach dem nächstgelegenen Dorfe oder Haidekrug. Hier gibt's aufspielende Zigeuner, Mädchen und Wein. Die jungen Burschen tanzen aufjauchzend und unermüdet auf einem Flecke in der

dumpfigen, ungedielten Stube und schwenken in der andern die lang- und breithalsige Flasche, wie der Dichter singt:

Kräftige Bursche tanzen im Saale,
Schwingen empor die hurtigen Weiber,
Werfen empor die blühenden Leiber
Hoch in die Luft wie süße Pokale;
Drehen sie schnell im wechselnden Kreise
Nach der Musik beschleunigter Weise,
Wie der wirbelnde Strom den Kahn,
Wie ein Rosenblatt der Orkan.
Zitternd dröhnt die gestampfte Diele
Zu der Zigeuner gewaltigem Spiele.

Die Alten sitzen in den Ecken auf Bänken und schauen, ihre Pfeifen dampfend und ebenfalls der Flasche zusprechend, der tanzlustigen Jugend zu. In den Tanzpausen lassen sie sich auch Lieder vorspielen. Jeder hat sein Lieblingslied. Bei den wehmüthig klagenden Klängen erinnern sie sich der eigenen entschwundenen schönen Jugendzeit.

Es war ein solcher Sonntag. Lustig fidelten die Geigen, klang das Tamburin, Tänzer und Tänzerinnen drehten sich im wirbelnden Kreise, als in einiger Entfernung drei Reiter in der Ebene auftauchten, die ihre Richtung auf den Haidekrug zu nahmen. Der eine trug auf hoher Stange das ungarische Nationalbanner. Sowie sie bemerkt wurden, schwieg die Musik, der Tanz

ward unterbrochen und Jung und Alt eilte aus dem Krug, um neugierig die fremden Ankömmlinge zu betrachten, die in der Steppe eine sehr seltene Erscheinung waren.

Die Fremden waren der Stuhlrichter aus der nächstgelegenen Stadt, ein Honvedhauptmann und ein Honvedunteroffizier. In dem Hauptmann erkennen wir Benno wieder, den ehemaligen Wiener akademischen Legionär und spätern Begleiter Etelka's.

„Szamados *) und Bojtaren" **), begann der Stuhlrichter, nachdem er aus der Flasche, die man ihm gastfreundlich dargereicht, einen kräftigen Schluck gethan. „Euer Herr, der Graf Etövi, entsendet seinen Gruß und fordert Euch auf, Alles stehen und liegen zu lassen und nach Debreczin zu eilen, um Euch den tapfern Landsleuten anzuschließen, die dort zur Vertheidigung des Vaterlandes bereits versammelt sind. Der österreichische Schwab ist in unser Land gefallen mit Heeresmacht und will uns Magyaren ebenfalls zu Schwaben machen."

„Teremtete!" schrie es von allen Seiten. „Das soll der Oesterreicher wohl bleiben lassen."

Der Stuhlrichter fuhr fort:

---

*) Szamado, Oberhirt.
**) Bojtaren, Unterhirt.

„Unser gnädiger Herr Graf zahlt Jedem, der sich auf dem Rathhaus von Debreczin als Honved einschreiben läßt, zehn Gulden Handgeld und außerdem gewährt er demselben für ein ganzes Jahr Abgabenfreiheit."

„Eljen Etövi!" tönte es noch kräftiger und man warf jubelnd die breitkrempigen Hüte in die Luft.

„Daß unsere Sache", sprach der Stuhlrichter weiter, „eine ganz gerechte, sehen selbst die andern Völker ein und senden uns Kämpfer. In unserm Heere kämpfen Polen, Italiener, Franzosen, Engländer und hier — auf Benno zeigend — dieser wackere Hauptmann ist sogar ein Wiener Kind."

„Eljen die Wiener!" schrie der Haufen. Neues Hutschwenken, und Benno konnte nicht fertig werden, die von allen Seiten dargebotenen Hände zu drücken.

„Gebt dem braven Hauptmann zu trinken."

Im Augenblicke fand sich Benno von einem wahren Flaschenmeere umringt. Er that Bescheid, und eine Flasche hoch schwenkend rief er: „Eljen Kossuth!" Da war's, als habe er ein Zauberwort ausgesprochen. Das „Eljen Kossuth!" ward von dem begeisterten Haufen wohl neunmal wiederholt. Es war, als ob dieser Ruf gar kein Ende nehmen wollte.

Nachdem sich der Tumult etwas gelegt, fragte einer

der ältern Szamados: „Aber wer soll die Rosse und die Rinder zur Weide treiben, wenn die Bojtaren die Puszta verlassen?“

„Die Rosse“, erwiderte der Stuhlrichter, „werden auf Befehl des Herrn Grafen sämmtlich nach Debrecz'n gebracht für die Reiterei und zur Bespannung der Artillerie; auch des Schlachtviehs ist man daselbst benöthigt zur Verpflegung der zahlreich versammelten Vaterlandsvertheidiger; nur die Zuchtthiere sollen auf der Puszta verbleiben, und diese in Ordnung zu halten, reichen einige Szamados aus.“

Der Stuhlrichter war vom Pferde gestiegen und man führte ihn und seine beiden Begleiter nach dem Innern des Krugs, wo ihnen an dem langen Tisch die Ehrenplätze angewiesen wurden. Die drei Gäste sollten jetzt erzählen, wie es draußen in der Welt ausschaue, wie sich Kossuth befinde und was dergleichen Fragen mehr waren; denn die Hirten auf einsamer, viele Meilen von der übrigen ungarischen Welt entlegenen Puszta erhielten nur selten Nachricht von außen. Man umdrängte neugierig die Ankömmlinge, und der Stuhlrichter wie auch Benno ermangelten nicht, die Wißbegierde der Hirten nach Kräften zu befriedigen. Sie erzählten von den siegreichen Schlachten und Gefechten der tapfern Magyaren, von dem Heldenmuthe der Husaren, von der

Bravour der Honveds und wie man die österreichische Armee mit Glanz aus dem Lande gejagt.

Der Stuhlrichter schloß seine Mittheilung mit den Worten: „Das ist Alles gar prächtig und schön; aber damit ist noch lange nicht Feierabend; denn glaubt ja nicht, daß damit der Oesterreicher schon vollkommen vernichtet ist. Er wird sich rekrutiren und wiederkommen. Auch ist die Festung Ofen noch in seiner Gewalt, und diese müssen wir vor allen Dingen erobern. Darum brauchen wir anderweitige Kämpfer, da die zahlreichen Schlachten in den Reihen der Vaterlandsvertheidiger große Lücken gemacht haben."

„Wir wollen die Lücken ausfüllen", riefen kampfesmuthig zahlreiche Stimmen.

„Das versieht sich auch der Herr Graf von Euch", sagte der Stuhlrichter. „Noch nie hat ein Czikos und ein Guilas dem ungarischen Heere Schande gemacht. Darum auf nach Debreczin und zwar je eher je lieber!"

Wieder erfüllte ein vielstimmiges begeistertes Eljen die Luft; Hüte und Flaschen wurden geschwenkt. Man umarmte sich und schwur, keinen österreichischen Schwab wieder ins Ungarnland hereinzulassen.

Nachdem man seinen Patriotismus hinlänglich documentirt und dabei der Flasche kräftig zugesprochen,

glaubte man auch des Tanzes sich wieder erinnern zu müssen.

Der Stuhlrichter und seine zwei Begleiter durften sich nicht ausschließen, und der unvermeidliche Czardas, untermischt mit obligatem Gestampf und Sporengeklirr und häufigen Eljenrufen, eröffnete von neuem den Reigen.

Zehntes Kapitel.

Kossuth war mit siegestrunkenem Herzen von Gödöllö nach Debreczin zurückgekehrt. Er hatte seine Magyaren in der Schlacht gesehen, wie ihr Heldenmuth die kühnsten Träume seiner Phantasie überbot. Görgei hatte in seinen Armen gelegen. Der Feldzugsplan mußte so zuversichtlich gelingen wie eine meisterhaft combinirte Schachpartie. In Debreczin selbst aber fand er, daß sich während seiner Abwesenheit Manches verändert habe. Einigen kleinlichen Geistern, wie sie jede Revolution als Satelliten der großen Planeten erzeugt, war Spielraum für ihre Thätigkeit geworden. Zur Unbedeutendheit verdammt, solange Kossuth gegenwärtig, gelüstete es sie, hinter dem Rücken des Ministers eine Rolle zu spielen. Diese Partei, welche seit dem Einzuge der Oesterreicher in Pesth jede Hoffnung auf ein Gelingen der ungarischen Sache aufgegeben und für unbedingte Unterwerfung auf Gnade

und Ungnade sich ausgesprochen, erhob selbst jetzt nach den glänzendsten Siegen ihr Haupt. Der Ueberdruß am Kriegsleben, der Wunsch, baldmöglichst aus den immerwährenden Aufregungen zu einem behaglichen Leben zurückzukehren, war der Hauptzweck, welcher die Bestrebungen dieser Partei leitete.

Kossuth hatte schon im Lager von diesen geheimen Umtrieben Kenntniß erhalten. Er beschloß denselben ein Ende zu machen, indem er die Schiffe hinter dem Rücken seiner Gegner verbrannte.

Es war am 14. April 1849. Die Vertreter der ungarischen Nation waren versammelt. Um ihren Beschlüssen eine um so größere Oeffentlichkeit zu geben, hatte man diesmal die große Kirche der Reformirten in Debreczin als Sitzungslokal gewählt, sodaß die Verhandlungen von Tausenden aus dem Volke vernommen werden konnten.

Kossuth betrat die Tribüne. Er erstattete zuerst Bericht über die gewonnenen Schlachten und über das siegreiche Vorschreiten der ungarischen Armee. Er hob alsdann hervor, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, wo Ungarn seine dreihundertjährigen Fesseln abschütteln müsse, um in die europäische Familie als selbstständiger Staat einzutreten.

Nie sprach dieser große Mann hinreißender als an

diesem Tage, wo er dem Hause Habsburg-Lothringen den Absagebrief dictirte. Seine glühende Vaterlandsliebe feierte einen Wettkampf mit seiner gewaltigen Beredtsamkeit. Wie ein Katarakt donnerte der Abschiedsfluch über seine Lippen. Bebend vor innerer Aufregung sah das Volk die Geschichte seiner Jahrhunderte langen Leiden, Enttäuschungen und mit Undank belohnten Aufopferungen gleich mahnenden Gespenstern vorüberziehen. Als der große Volksmann seine Anträge begründet und gestellt hatte, brach unermeßlicher Jubel in der ganzen Versammlung aus, der sich lawinenartig anschwellend erst dem anwesenden Volke mittheilte und sich fortwälzend durch Häuser und Gassen endlich das ganze Land ergriff.

Diese verhängnißvollen und am andern Tage von den Repräsentanten wie den Magnaten einstimmig angenommenen und zum Gesetz erhobenen Anträge lauteten wie folgt:

„Erstens. Ungarn wird mit dem gesetzlich vereinten Siebenbürgen und allen zugehörigen Ländern, Theilen und Provinzen als freier, selbstständiger, unabhängiger europäischer Staat proclamirt und die Territorialeinheit dieses ganzen Staates für untheilbar und unantastbar erklärt.

Zweitens. Indem das Haus Habsburg Lothringen durch seinen Verrath, Treubruch und seine Waffenergreifung gegen die ungarische Nation, nicht minder durch

das Wagniß, wonach es die Zerstückelung der Territorialintegrität des Landes Siebenbürgen und Kroatien Losreißung von Ungarn und die Tödtung des selbstständigen Staatslebens mit Waffengewalt versucht, sowie daß es die pragmatische Sanction als überhaupt jene Bande, die auf Grundlage beiderseitiger Verträge zwischen demselben und Ungarn sammt seinen Appertinentien bestanden, mit eigenen Händen zerrissen, so wird dieses Haus Habsburg-Lothringen von der Herrschaft über Ungarn, Siebenbürgen und allen dazu gehörigen Ländern und Provinzen hiermit im Namen der Nation entsetzt, des Thrones verlustig erklärt und verbannt.

Drittens. Indem die ungarische Nation kraft ihres unveräußerlichen Rechts als selbstständiger und unabhängiger, freier Staat in die europäische Staatenfamilie eintritt, erklärt sie zugleich, daß es ihr entschiedener Wille ist, mit jenen Völkern, die ehedem mit uns unter einem Fürsten gestanden, Frieden und eine gute Nachbarschaft zu begründen und zu wahren und mit allen andern Nationen, wenn ihre eigenen Rechte nicht verletzt werden, mittels freundschaftlicher Verträge in Bündnisse zu treten.

Viertens. Das künftige Regierungssystem in allen seinen Einzelnheiten wird die Nationalversammlung feststellen; bis dies aber den obigen Grundsätzen gemäß

festgesetzt ist, wird der von den Repräsentanten der Nation mit Einhelligkeit und Uebereinstimmung ernannte Regierungspräsident Ludwig Kossuth mit sich beizugesellenden Ministern unter eigener und der durch ihn zu ernennenden Minister persönlicher Verantwortlichkeit und Rechenschaftsverbindlichkeit das Land in seiner ganzen Ausdehnung regieren. Und diese unsere Beschlüsse geben wir allen Völkern der gebildeten Welt zu wissen, mit der festen Ueberzeugung, daß sie die ungarische Nation, als in der Reihe der unabhängigen, selbstständigen Nationen den jüngsten, aber nicht unwürdigen Bruder, mit jener Brüderlichkeit und Anerkennung aufnehmen werden, mit welcher Brüderlichkeit und Anerkennung die ungarische Nation sich hiermit durch uns anbietet. Und thuen wir den Einwohnern Ungarns und des mit ihm verbundenen Siebenbürgen und allen dazu gehörigen Theilen und Provinzen mit der Erklärung zu wissen, daß alle Behörden, Gemeinden, Städte, Bezirke, Comitate und Bürger, mit einem Worte: alle Individuen und Körperschaften des erwähnten einen und untheilbaren ungarischen Staates von den Pflichten der Treue und des Gehorsams für das des Throns verlustige Habsburg-Lothringensche Haus vollkommen und vollständig entbunden sind, und Jedermann, der etwa ein aus dem genannten Hause als Usurpator der königlichen Gewalt aufzutreten

sich erkühnendes Individuum durch Rath, Wort oder That unterstützen sollte, des Verbrechens des Vaterlandverrathes sich schuldig macht, und den Gesetzen der göttlichen Gerechtigkeit und der Nationalfreiheit gemäß der strengsten Strafe unerbittlich verfallen wird.

Indem mit dem Inslebentreten und Publication dieser unserer Beschlüsse der Regierungspräsident des ungarischen Staates beauftragt wird, bekleiden wir ihn hiermit mit aller zu diesem Behufe nothwendigen Gewalt und legen wir im Namen der Nation jedem Staatsbürger die Pflicht des gesetzlichen Gehorsams für dessen Verordnungen und Verfügungen auf.

Gegeben aus unserer zu Debreczin am fünfzehnten April Tausendachthundertneunundvierzig gehaltenen Reichstagssitzung.

Die gesetzlich vereinigten Magnaten und Repräsentanten der ungarischen Nation."

Elftes Kapitel.

Grenzenlos war der Schmerz des alten Ranko, welcher als Centurio mit einem Haufen Walachen die südwestlichen Gegenden Siebenbürgens verwüstend durchzog, als er die Nachricht von dem Tode seiner Tochter Aloysia erhielt. Drei Tage lang sprach er kein Wort, noch nahm er einen Bissen Nahrung zu sich. Niemand wagte sich in seine Nähe, so gefährlich war dieselbe. Einsam saß er auf einem umgestürzten Eichenstamme und starrte hinüber nach den Bergen, deren Gipfel ewiger Schnee bedeckte.

Nachdem aber der erste Schmerz vorüber, bemächtigte sich seiner eine unbeschreibliche Wuth gegen Alles, was magyarisch. Man hatte ihn fälschlich berichtet, daß Aloysia von den Ungarn getödtet worden sei.

„Bringt mir Menschenköpfe, ich will Menschenköpfe!" Das waren seine ersten Worte, die er nach

tagelangem Schweigen ausstieß, indem er von seinem Sitze aufsprang. „Tausend Menschenköpfe, was sind sie gegen das Haupt meiner heldenmüthigen Tochter!“

Die wilden Gesellen seiner Bande mordeten jetzt rücksichtslos in den zunächst gelegenen Ortschaften, nur um die Wuth ihres Oberhauptes zu befriedigen. Man legte zahlreiche Köpfe armer magyarischer Landleute ihm zu Füßen. Er stieß sie verächtlich von sich.

„Edelleute will ich“, schrie er, „Edelleute!“

„Du hast Recht, Centurio“, sagte Gocko, welcher das Amt eines Adjutanten bei ihm bekleidete; „mit diesem Lumpengesindel und diesen einfältigen Schädeln ist eine Patriotin wie Aloysia nicht gesühnt. Ich bin dafür, daß das schönste Frauenbild ihr geopfert werde.“

Ranko stierte bei diesen Worten den Sprecher lange an. Ein Gedanke schien in seinem Hirn zu zünden.

„Du hast Recht, Gocko. Das schönste Frauenbild, Schönheit gegen Schönheit! Für die Blume Serbiens werde eine Blume Ungarns gebrochen. Auf, auf, schafft mir ein schönes Weib, aber ein sonnenschönes, daß es für Aloysia blute. Dein Gedanke ist gut, Gocko.“

Während dieses Gesprächs nahten sich ein paar breitschultrige Walachen. Sie trugen schwere Säcke, die sie auf die Erde warfen und aufbanden. Blutige Menschenhäupter rollten hervor.

„Die sind aus Nagy-Sink“, sprach der eine Träger, „und lauter Edelleute.“

„Edelleute“, spottete der Centurio, indem er verächtlich sich die bleichen Gesichter betrachtete; „was hieße bei dem Magyar nicht Edelmann! Boczkoros nemesseg*) sind's, deren Edelhof aus einem Misthaufen besteht, worauf ein Kirschbaum wächst. Wären es wenigstens Kalbsköpfe oder Krautköpfe, die man verzehren könnte!“

Die herkulische Gestalt des Centurio im Stahlhelm und Panzerhemd kehrte unwillig wieder zu dem alten Baumstamm zurück, wo sie wie gelähmt zusammenbrach und in laute Klagen über die verlorene Tochter ausbrach.

Der eine Walache, welcher sich ob der zahlreichen Köpfe, die er ausgeschüttet, eines guten Lohns versehen, brummte halblaut: „Die Köpfe der Esterhazy, Batthyanyi und Palffy sitzen für uns arme Walachen freilich zu hoch, da kämen eher die Köpfe von Tausenden von uns an die Reihe als die ihrigen.“

„Wäre ich doch“, jammerte der Centurio, „in Jarovacz geblieben, dem Mädchen wäre kein Haar gekrümmt worden. Ich hätt' es behütet wie meinen Augapfel. Es war mein Liebling, mein Stolz.“

---

*) Der geringste ungarische Adel.

Nach einer Pause fuhr er fort:

„Hätt es die Smiljana betroffen, die stille Spinnerin, ich würd' es ertragen haben, aber meine Aloysia, mein Heldenkind! Doch sie ist meines Namens würdig gestorben, das Schwert in der Hand. Ruft mir den Petrowitsch, daß er mir ihr ruhmvolles Ende nochmals erzähle."

Petrowitsch war einer der wenigen Serben, die dem Blutbade von Jarovacz glücklich entkommen waren. Der Herbeigerufene mußte wohl zum zehnten Male dem lauschenden Centurio über den Tod Aloysia's Bericht erstatten. Jedes seiner Worte saugte Ranko begierig auf. Sein Blick leuchtete feurig auf, sobald der Erzähler auf die Beerdigung des Mädchens zu sprechen kam.

„Während alle Andern", erzählte er, „in den Flammen umkamen, ward Deine Tochter feierlich bestattet unter der Linde der heiligen Barbara. Ein schönes Auferstehungsplätzchen! Der Goldbach hält es kühl. Drei Salven rollten donnernd über ihr Grab."

„Sie soll ein Monument erhalten von Marmor und mit Goldschrift", sagte der Centurio, „und eine Messe lasse ich lesen für ihre Seele an jedem Johannistag; an einem solchen ward sie mir vor achtzehn Frühlingen geboren. Aber auf ihrem Grab soll zuvor zur Sühne ein schönes Weib sterben, das dem Feinde angehört."

„Wenn es Dir blos um ein schönes Weib zu thun ist“, sprach Petrowitsch, „so wüßt' ich eins. Ungarisch Blut fließt freilich nicht in ihren Adern, es ist eine Deutsche.“

„Ungar und Schwab bleibt sich gleich. Erkläre Dich deutlicher.“

„Fünf Stunden von hier liegt Bardy-Castell, da wohnt sie zu Besuch. Ich hab' Alles ausgekundschaftet; aber das Schloß ist eine Nuß, die geknackt sein will; es wohnen Magyaren drin.“

„Die eben suchen wir“, sagte der Centurio.

„Das Castell ist hoch gelegen und fest.“

„Nicht höher und fester als Albanyschloß, das wir vor acht Tagen genommen. Verlohnt sich's aber außer dem schönen Weibe, daß wir uns mit dem Nest befassen? Du weißt, meine Walachen fallen nicht gern ohne Vortheil von der Bank.“

„Küche und Keller sind in Bardy-Castell wohl bestellt“, sprach Petrowitsch.

„Das wär' etwas.“

„An Schmuck und Gold wird's auch nicht fehlen, der Graf ist reich und haben sich neuerdings mehrere seiner Verwandten mit ihren Schätzen nach Bardy-Castell geflüchtet.“

„Ich glaube, Schmuck und Gold ziehen bei unsern Walachen noch stärker als Küche und Keller und das

schöne Weib. Sage dem Gocko, daß er die Cohorte*) zusammenruft, damit wir gemeinsam die Expedition nach Bardy-Castell berathen."

„Wollen wir nicht zuvor zur Stärkung", meinte Petrowitsch, „die reichen Mühlen von Ipolno mit einem Besuche beehren? Wenig Mühe bei reicher Beute!"

„Erst die schwerere Arbeit, dann die leichte", sagte der Centurio; „die Mühlen von Ipolno entgehen uns trotzdem nicht. Thue, was ich geboten, und rufe den Gocko."

Alsbald ertönte das Schlachthorn der Walachen in der Nähe und in der Ferne. Die zerstreute Cohorte sammelte sich. Man trat in Berathung. Unter wildem Živio ward ein Sturm auf Bardy-Castell beschlossen.

Die Vorkehrungen zu dem Marsche nach Bardy-Castell wurden noch selbigen Tags getroffen.

---

*) Die Walachen, welche sich als Nachkömmlinge der alten Römer betrachten, haben manch altrömisches Wort, wie Cohorte, Centurio u. s. w., beibehalten.

Zwölftes Kapitel.

Die schöne Veronika und ihre beiden Begleiter Edmund und Hippolyt, deren wir uns noch aus dem ersten Bande unserer Geschichte erinnern, hatten Bardy-Castell glücklich erreicht und daselbst die gastlichste Aufnahme gefunden, während der Professor Cyriakus, der sich bereits in Kistelek von seinen zwei Reisegefährten getrennt, in den Sodasiedereien von Szegedin seinen Untersuchungen und Studien über den Stärkegehalt der Soda oblag. Unmittelbar nach den genannten Dreien waren auch noch einige nähere Verwandte der Familie Bardy eingetroffen, die sich aus dem immer unsicherer werdenden flachen Lande nach dem kleinen Bergschlosse geflüchtet. Das zeither sehr stille und einförmige Dasein daselbst hatte daher einem weit regern Leben Platz gemacht. Nur die alte blinde Mutter des Grafen blieb von dieser Wandlung unberührt und saß nach wie vor auf ihrem

Rollstuhle, behütet von der treuen, aufmerksamen Dienerin. Ihre Traumgesichte, die sie in abgebrochenen Worten kund gab, wiederholten sich von Zeit zu Zeit. Sie wurden immer beängstigender und unheimlicher.

Veronika ward vermöge ihrer Schönheit, Sanftmuth und reizenden Natürlichkeit bald der Liebling sämmtlicher Schloßbewohner und war der Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit.

Die männliche Bewohnerschaft, darunter Edmund und Hippolyt, denen die Schloßräume zuweilen doch etwas beengend wurden, unternahmen häufig kleine Ausflüge in die Umgegend. Da fehlte es denn abends, wo man sich in der Regel in dem Gesellschaftssaale zusammenfand, niemals an Stoff zur Unterhaltung, da ein Jedes sich bemühte, sein Scherflein beizutragen. Namentlich war Hippolyt unerschöpflich in Mittheilung von wunderbaren Erlebnissen, da ihm hier zu Lande Alles wildfremd war. Weil er recht amüsant und auch recht drollig zu erzählen verstand, fand er stets ein aufmerksames Publikum.

Sehr interessant war unter Anderm die Beschreibung einer ungarischen Zigeunerwohnung und deren Insassen, welche er auf einem seiner Ausflüge zu beobachten Gelegenheit gehabt.

„Zeither", sagte er, „hatte ich immer in dem Wahne gestanden, daß es nur nomadische Zigeuner gebe, die von Zeit zu Zeit ihren Wohnsitz ändern, ihre Zelte und Hütten abbrechen und weiter ziehen, neuerdings habe ich aber auch die Bekanntschaft von ansässigen Zigeunern gemacht. Man lernt nie aus in diesem Ungarnlande."

Von den Zuhörern ersucht, sich weiter über seine neue Entdeckung, wie er es nannte, auszusprechen, fuhr er fort: „Ich kam mit Freund Eduard an einer solchen Zigeunerwohnung vorüber. In dem Abhange eines lehmigen Hügels hatte sich der Zigeuner mit sämmtlicher Nachkommenschaft wie ein Hamster eingegraben. Das Dach dieses merkwürdigen Baues war gleich den imaginären Wänden nur eine angedeutete Fortsetzung des aufgehäuften Erdreichs. Es bestand aus wenigen morschen Bretern, die wahrscheinlich einem Zaun angehört, ehe sie stillschweigend in den Besitz des Zigeuners übergegangen, und trug als architektonischen Schmuck die herabhängenden Fransen von Dünger und verfaultem Stroh, welchen eine Handvoll aufgestreute Erde den nöthigen Halt gegen Wind und Wetter gab. Die Thür war ein selbstständiges Werk der bildenden Kunst, denn sie war nirgends befestigt, sondern von außen nur lose angelehnt. Sie bestand aus einem unentwirrbaren Durcheinander von Plankentrümmern, Strohbüscheln und Latten und

verrichtete zugleich den Dienst als Rauchfang und Barrikade gegen die Dorfhunde."

„Ein zweiter Eugen Sue in der Beschreibung", bemerkte einer der Anwesenden. Hippolyt machte eine graziös dankende Bewegung und fuhr fort:

„Kaum hatten wir uns in den Anblick dieser Höhle vertieft, so krabbelte ein splitternacktes Kindlein von kaum drei Jahren aus dem Erdreiche hervor und zeigte uns die allerersten Erziehungsresultate eines Zigeuners — es bettelte und zwar mit allen ihm zu Gebote stehenden demüthigen und jämmerlich winselnden Tönen. Es war ein echtes Zigeunerkindlein, noch nie gekämmt, am ganzen Leibe gelbbraun, darüber eine seit der Geburt jungfräulich gebliebene Schmuzkruste. Die abschreckendste Magerkeit und der unnatürlich aufgetriebene Unterleib machten es einem jungen, aber mißlungenen Exemplare der schmucken Hottentotten ähnlich. Wir bewogen den kleinen Kobold durch hingeworfene Kupfermünzen, die er mit grinsendem Lachen, bei dem der Mund von einem Ohre zum andern reichte, in Empfang nahm, sich grunzend wieder in den Schooß der Erde zu verkriechen. Seine Stelle ersetzte alsbald ein Mädchen von vier bis fünf Jahren im Gewande des Paradieses, heulend und zusammengekrümmt sich uns nähernd, bis wir auch seine durch Schmuz der Wangen braunen und dicken Thränen mit dem Zauber

einigen rothen Geldes in ein Freudengeschrei umwandelten. Sofort stürzte ein großer, zudringlicher Bursche, ebenfalls im Nationalcostüm der jugendlichen Zigeuner, auf uns zu, in der höchsten Tonart jammernd und unter entsetzlichen Gesichtsverrenkungen betheuernd, daß er seit drei Tagen nichts Warmes gegessen habe. Auch er verschwand, sowie er durch eine Kupfermünze galvanisirt war, unter der Erde und es erschien ein etwa zwölfjähriges Mädchen, gleichfalls in der luftigen unzerreißbaren Tracht der Südseeinsulanerinnen, die Hand begehrlich ausstreckend. Wir hatten Hoffnung, daß wir endlich die gesammte Sippschaft zu Gesicht bekommen würden, denn indem ich schärfer in die dunkle Troglodytenwohnung schaute, bemerkte ich, wie die Alten mit leuchtenden Augen lauernd hinter dem Eingange hockten und die junge Brut der Reihe nach mit Wort und Geberde antrieben, uns ihre Aufwartung zu machen. Nachdem wir noch das Vergnügen gehabt, eine anderweite Range zu bewundern, die, wenn sie als Mumie aufbewahrt worden, getrost in jedem Naturalienkabinet als Urmistfinke anerkannt worden sein und Aufnahme gefunden haben würde, erschien aus der unerschöpflichen Höhle gleichsam als genießbares Dessert ein auffallend hübsches Mädchen von siebzehn bis achtzehn Jahren, schlank und wohlgebaut, mit kleinen Händen und Füßen, feinen rothen

und schöngeformten Lippen und allerliebstem Näschen. Barfuß bis an den Hals, welchen eine Schnur Glaskorallen schmückte, näherte sie sich schweigsam und unbefangen wie ein Kind lächelnd. Edmund ergriff bei diesem Anblicke die Flucht und ich schloß mich an, in der Befürchtung, daß, nachdem mit dieser zierlichen Wilden die jüngere Generation erschöpft sei, die Urgroßmutter im Bau auf den schauderhaften Einfall gerathen könne, uns ebenfalls ihren Besuch abzustatten."

Nachdem der Franzose mit seiner Beschreibung zu Ende gekommen, erwiderte lachend Graf Thomas, ein Schwager des Grafen Stanislaus: „Da hat Freund Hippolyt allerdings auch nur die Bekanntschaft mit Zigeunerproletariat gemacht. Wir besitzen aber auch ansässige Zigeuner, die den Bauern fast ganz gleichstehen, in freundlichen Häusern wohnen und Garten- und Feldwirthschaft betreiben. Auch fleißige und nicht ungeschickte Handwerker gibt es unter ihnen, wie Schmiede, Bürstenbinder, Ziegelstreicher, Maurer, Erdarbeiter, Essenkehrer, Seiler, Zahnärzte und Wunderdoctoren. Es sind Kreuzköpfe, die sich leicht in allen Sätteln zurechtzufinden wissen. Das ungarische Sprichwort: Wo im Dorfe viel Zigeuner und Edelleute wohnen, wächst auf dem Felde mehr Unkraut als Frucht, bezieht sich weniger auf die Ackerbau und Gewerbe treibenden Zigeuner als auf die

musicirenden Genies unter ihnen. Diese verleiten allerdings die Bauern zu häufigem Schenkenbesuch. Diese musicirenden Zigeuner stehen sich übrigens gar nicht übel; der tanzlustige Ungar honorirt in der Regel sehr anständig, selbst wenn die Künstler Manches zu wünschen übrig lassen sollten. So hat der Zigeuner Bruko, der mit seiner Gesellschaft Debreczin und Umgegend mit Tanzmusik versorgt, seiner Tochter zwanzigtausend Gulden als Aussteuer mitgeben können."

Die Unterhaltung kam von den Zigeunern auf die schönen Landschaftsbilder Siebenbürgens. Der Schloßkaplan stellte sie den schönsten und anmuthigsten in Europa an die Seite. Schwager Thomas hatte Beifall nickend lange schweigend zugehört, und als der Kaplan mit seiner Beschreibung zu Ende, sagte er: „Mag sein, der gute Pater hat sicher nicht übertrieben, aber was sind alle Gegenden und Landschaften der Erde gegen meine Tatra! Schlimm genug", fuhr er mit steigender Wärme fort, „daß es Magyaren genug gibt, die sich aus ihren Ebenen nicht herauszufinden vermögen und gar keine Ahnung haben, welche Felsen- und Landschaftspracht der liebe Gott dem Ungarnlande in seiner Tatra geschenkt hat. Ich kann mir keinen schönern Edelstein Ungarns denken. Ich bin jetzt alt geworden, aber die Erinnerung daran durchzieht noch immer rosenroth mein Gemüth und erquickt mich mit wunderbarer Frische."

Da die Gesellschaft mit andächtiger Stille seinen Worten lauschte, erzählte er weiter: „Da liegt zu unsern Füßen die Zipser Hochebene, rings von Bergen umschlossen. Freundlich winken Städte und Dörfer dicht gedrängt herauf. Ernst und bedeutend schaut das für Ungarns Geschichte so hochwichtige Zipserhaus, eine der schönsten Burgen Europas, aus der Mitte des Bildes herüber. Ueberwältigend und unverlöschlich ist der Eindruck, den dieser edle Riesenbau hervorbringt. Hier ist zugleich die Witterungswerkstätte für das ungarische Bergland; dieser gewaltige Gebirgsstock scheidet das europäische Tiefland von der üppigen ungarischen Ebene. Am gewaltigsten", fuhr der von seinem Gegenstande begeisterte Redner fort, „ist der Eindruck der Tatra von Norden gesehen. Aus der freundlichen, mit Dörfern und Gehöften geschmückten Flußebene erhebt sich mauerartig der öde Gebirgswall mit felsigen Abhängen, über welche hinaus kahle Riffe scharf wie die Zacken einer Riesensäge zu den Wolken streben. In dem Bette dunkler Schluchten glänzen die Schneefelder und ziehen sich gleich Silberbändern hinab in die Thäler. Oft sind alle Spitzen beschneit und werfen blendend das Sonnenlicht zurück. Ein Fichtenwald umwogt wie ein grünes Meer von allen Seiten den Fuß des Gebirges. Die Bergspitzen, scheinbar zu Glocken gerundet, heben sich tief im dunkelsten Blau

unbeweglich und schwimmen in dem hellsten Goldlichte des Abendhimmels. Röthlich umglänzt, gemahnen diese ernsten Bergriesen an das Alpenglühen und senden tiefen Frieden in das wunderbar bewegte Gemüth."

Graf Thomas hielt hier inne. Dann sprach er in schöne Erinnerung versunken: „Nimmer vergesse ich das Morgengrauen eines schönen Augusttages. Es hatte die Nacht über geregnet. Noch lagen auf den Bergen schwere Nebel, die langsam ins Thal sanken. Wir stiegen im Walde empor. Die Sonne erhob sich endlich hinter den Bergen. Hell glänzten die Diamanttropfen in den violetten Blüten des Haidekrauts und an den rubinrothen Preißelbeeren. Bis zur Erde neigte sich die zarte Berganemone. Jugendfrisch hatten die jungen Lärchen- und Fichtenstämmchen das nächtliche Bad abgeschüttelt und nur ein duftiges Naß zitterte wie hingehaucht auf den grünen Nadeln. Das Leben der Insekten begann und der goldene Sonnenschein rieselte bis ins Herz hinein. Tiefes Schweigen erhöhte den Ernst der Landschaft, und nur der langgezogene Ruf eines einsamen Kreuzschnabels unterbrach die sonntägige Stille. Je höher wir stiegen, desto einsamer war die Welt. Nur noch einzelne Tannen zeigten sich traurig und halb vermodert, von langem Bartmoos umhüllt, vom Winterfroste getödtet, andere gebrochen und in den Bach gestürzt und zum Theil von

den Wellen hinabgetragen. Kein Singvogel wagt sich in diese unwirthbare Stätte, kein Raubvogel schwebt über diesen Schluchten; nur selten durchirrt ein Schmetterling oder Käfer diese Einöde. Keine Alpenmatte erquickt das Auge. Nur das Rauschen des Wildbachs und vereinzelte Alpenpflanzen am steinigen Bachufer erinnern daran, daß noch nicht alles Leben erloschen ist. Inmitten des Bachs haben sich Felsblöcke eingenistet, die von den himmelhohen Höhen herabgestürzt sind. Plötzlich lichtete sich der Nebel im Nordwesten. Langsam, feierlich zerflossen die Dunstmassen. Ein grüner Fleck tauchte wie ein riesiger Edelstein auf. Bald leuchtete zitternd ein Krystall hindurch, ein glitzernder See. Die grüne Oase wuchs an; allmälig schloß sich ein freundliches Alpenthal auf. Köstliches, saftiges Wiesengrün, schimmernde Seen, weidende Heerden, alles vom Sonnenschein märchenhaft verklärt. Die Felsen selbst schienen in sanfter Beleuchtung ihren finstern Unmuth vergessen zu haben. Wie hingezaubert lächelte dieses Bild des Friedens, und so still, so heimlich still! Kein Blöken der Heerden drang herauf, kein Glockengeläut. Kein Horn, kein Ruf des Hirten, kein Gebell der Hunde, kein Schuß störte die ahnungsvolle Stille. Mit verhaltenem Athem lauschten wir, als fürchteten wir, diese so liebliche Schöpfung zu verscheuchen, welche wie ein holder Traum vor unserer

Seele stand. Da plötzlich, gerade vor uns im Norden, begann der Nebel zu gären und zu brechen. Graue Massen setzten sich in Bewegung, die mit weißen glänzenden und flatternden Schleiern zu ringen begannen. Weiße Säulen wandelten majestätisch dahin oder stiegen senkrecht empor. Andere zogen in seltsamen Wirbeln und Verschlingungen vorüber, launenhafte Phantasiegebilde, aber alle leicht, zart, duftig. Einige lagerten sich schmeichelnd zu unsern Füßen, schmiegten sich längs des Berggipfels hin oder rissen sich los und stiegen als leichte Bälle hoch empor, lange weiße Bänder nach sich ziehend und endlich als winzige Wölkchen silberglänzend am blauen Himmelsdom gen Süden treibend. Mitten aus diesem Kampfe tritt endlich eine dunkle unbewegliche Masse, wie Gewänder fallen die Nebel von ihr herab und der Karfunkelthurm zeigt sich in seiner Majestät. Auf seiner Spitze leuchtete einst weithin ein Karfunkel. Doch noch ein köstlicheres Kleinod verbarg hier die Tatra vor zweihundert Jahren. Im Thale wohnte ein Schäfermädchen von wunderbarer Schönheit. In dem Himmel ihrer Augen vergaß man alles Weh und Leid der Erde. Doch ihr Sinn war stolz und sie wollte nur dem Herz und Hand schenken, der den Karfunkelthurm ersteige und das Kleinod herabhole. Als einst Tököly's Sohn vom Käsmarker Schloß die schöne Schäferin erblickte, entbrannte

sein Herz in feuriger Liebe und er wollte das Mädchen gewinnen oder nicht mehr leben. Er begab sich zum Vater des schönen Kindes, das er zur Gemahlin und Gräfin erheben wollte. Aber vergebens, die spröde Schöne verharrte bei ihrer Bedingung. So erklomm denn Tököly's Sohn die Spitze. Doch unbeweglich blieb das Kleinod, welches eine mächtige Fee, die im See am Fuße des Berges wohnte, gegen Menschenhand gefeit hatte. Tököly's Sohn, rasch entschlossen, zog ein Pistol hervor und drückte ab, um durch die Kraft des Pulvers den Bann zu sprengen. Dieser widerstand auch nicht und das Kleinod stürzte in den See. Aber blitzschnell sprang Tököly's Sohn nach und tauchte auf den Grund des Sees. Hier erglänzte eine Stadt von Feenschlössern aus Granat und Karfunkel. Von allen Seiten umschlossen den Erdengast die holdesten Feen, küßten und liebkosten ihn."

Als Thomas sich auf den weitern Verlauf der Sage nicht einließ, sondern in der Beschreibung der Tatra fortfuhr, fragte Hippolyt, was denn schließlich aus Tököly's Sohne und der schönen Schäferin geworden sei. Thomas vermochte hierüber keine weitere Auskunft zu geben nnd beschränkte sich auf die einfache Mittheilung, daß das Kleinod des Karfunkelthurms seit jener Zeit abhanden gekommen sei.

In seiner malerischen Schilderung fuhr er aber

weiter fort: „Wolken und Nebel verzogen sich endlich gänzlich und schlossen das Innere der Tatra dem erstaunten Auge auf. Nackte, scharfe Bergkämme und Klippen, Vorsprünge und Widerlagen, Bäche und Seen, leuchtendes Weißgrün der Felsenhäupter, blaue Finsterniß der Abgründe, dunkle Wälder am Fuße der Berge, glänzende Schneefelder auf den Gipfeln, dazwischen Oasen grüner Matten, welche doppelt freundlich die wildzerrissene Felsenwüste anlächeln — das ist das Bild der innern Tatra."

Thomas beschloß seine pittoreske Mittheilung mit einer alten Volkssage aus der beschriebenen Gegend:

„In uralter Zeit", erzählte er, „hauste in der dortigen Gegend ein Ungeheuer, welches bald als Schatten erschien, bald als riesiges Menschengebild mit zwei Köpfen sich zeigte. In dem einen Kopfe wohnte eine unwiderstehlich süße und verlockende Stimme, in dem andern aber ein Gebrüll, dem Donner vergleichbar. Mit der süßen Stimme lockte das Ungeheuer die Wanderer an sich, mit der Donnerstimme aber erschreckte es dieselben, daß sie entsetzt davoneilten. Die Donnerstimme verfolgte und jagte die Unglücklichen so lange, bis sie todt niederfielen und eine Beute des Ungethüms wurden. Einst führte der Weg zwei Reisende aus Polen nach Ungarn über die Tatra. Da beide von dem Ungeheuer

Kenntniß hatten, wollte sich jeder von ihnen so hart als möglich an eine Felsenwand legen, damit ihn der böse Geist nicht zuerst erfasse. Endlich kamen sie dahin überein, daß sich jeder zu den Füßen des andern legen und sich beide mit demselben Mantel bedecken sollten. Kaum waren sie eingeschlafen, so erschien das Scheusal, welches aber nicht wenig betroffen war, als es an jedem Ende einen Kopf und ein paar Füße erblickte. Es heulte laut auf und schrie: „Ich habe siebenundsiebzig Berge viele hundertmal überschritten, aber ein solches Unthier habe ich noch nicht gesehen. Ich bin groß und mächtig, aber dieses hier ist noch mächtiger." Es brüllte nochmals laut auf, spie Feuer und starb unter wilden Zuckungen vor Schreck und Wuth. Die Reisenden verhielten sich ganz lautlos, und am andern Morgen erhob sich an ihrer Seite ein schwarzer Fels, in welchen das Ungethüm verwandelt worden war. Seit jener Zeit aber war die Tatra von demselben befreit und die Wanderer konnten unangefochten ihren Weg dahinziehen."

Es war während dieser unterschiedlichen Mittheilungen spät geworden. Die Gesellschaft beschloß, ehe sie auseinander ging, für den morgenden Tag einen Ausflug zu Roß und Wagen nach dem reizend gelegenen Karolinenthal zu unternehmen, eine Partie, die schon wiederholt besprochen, aber immer nicht zur Ausführung gekommen war.

Dreizehntes Kapitel.

Während die österreichischen Heere über Preßburg von den siegreichen Magyaren zurückgeworfen waren und in der Stadt Pesth das regste und freudigste Leben herrschte, wehte von den Zinnen der Schwesterstadt Ofen noch immer trotzig und drohend das schwarzgelbe Banner und die dunklen Mündungen der Festungsgeschütze drohten verderbenschwanger auf die Stadt herab. Wenn man auf der Donau sich der Festung Ofen nähert, erblickt man zur Rechten sanfte Hügel, die mit Weinlaub bedeckt sind und sich bis zur Hauptstadt hinziehen. Sie nehmen an Umfang, Höhe und Mannichfaltigkeit rasch zu. Den Schlußstein dieser Kette bildet der Blocksberg.

Da, wo die ersten Häuser von Ofen stehen, tritt das Gebirge, welches bis jetzt den Strom begleitet hat, etwas zurück und es bilden der Calvarienberg, der große

und kleine Schwabenberg, der Spitzberg und Blocksberg Pesth gegenüber ein majestätisches Amphitheater.

Der eigentliche Festungsberg steigt hart am Flusse auf, sodaß die Wellen der Donau seinen Fuß bespülen. Er ist in dieses Bergamphitheater so hineingeschoben, daß er den Schluß desselben bildet.

Ofen wird demnach von drei Seiten vollkommen beherrscht, während es seinerseits wieder der Beherrscher des Donaustroms und des gegenüberliegenden Pesth ist.

Noch hatten bis jetzt seine Kanonen geschwiegen, als man von der Festung die Entdeckung machte, daß die Ungarn bemüht waren, in das am Donauquai prachtvoll gelegene Hotel zum König von England Kanonen zu schaffen.

Da begann es plötzlich zu blitzen und zu flammen, zu donnern und zu krachen; Granaten und glühende Kugeln durchfuhren sausend die Luft und alsbald war das schöne Hotel nur noch ein Schutthaufen.

Ein gleiches Geschick traf das Redoutengebäude. In seinen Räumen hatte der Reichstag seine Sitzungen gehalten. Dafür, daß hier die ungarischen Volksvertreter getagt, sollte das unschuldige Gebäude büßen. Das Bombardement desselben war zugleich das Zeichen zu allgemeiner Auswanderung der Pesther Bevölkerung. Die Reichen flüchteten aufs Land oder nach den benachbarten

Ortschaften, die weniger Bemittelten schlugen im sogenannten Stadtwäldchen, bis zu welchem die Geschosse des Festungscommandanten Henzi nicht zu dringen vermochten, ihr Lager auf. Dasselbe gewährte einen ungemein interessanten und romantischen Anblick. In schnell aufgeschlagenen Zelten, Erdhütten, Buden, ja selbst in Wagen und Fiakern wurden Wohnungen eingerichtet. Auch die großen Eisenbahnwaggons schaffte man vom Bahnhofe herbei und richtete sie wohnlich her. Dazwischen brannten überall Feuer, um welche in bunten Gruppen Männer, Frauen, Kinder auf frisch gestreutem Stroh gelagert waren. Darüber spannte der Himmel sein herrliches blaues Dach. Es war ein buntbewegtes Durcheinander, ein wahrer Ameisenhaufen, wo es auch an komischen Scenen nicht fehlte. Man scherzte über diesen Ausnahmezustand, man lachte, sang, musicirte, bald einzeln, bald im Chor. Dieses improvisirte Feldlager währte fast vierzehn Tage.

Indessen hatten einige Honvedabtheilungen, von Kampflust und Vaterlandsliebe begeistert, den Versuch gemacht, die Festung Ofen zu stürmen. Sie drangen ungestüm gegen die Palissaden an der Kettenbrücke vor. Ein Theil dieser Pfahlwerke gerieth in Brand; andere kleinere Haufen klimmten sogar den Berg hinauf, wurden aber fast sämmtlich Opfer ihrer Tollkühnheit.

Görgei, der an der Seite der Generale Damjanics

und Aulich von seinem Hauptquartier auf dem Schwabenberge diesen ohnmächtigen Versuchen mißbilligend zuschaute, rief endlich, von seinem Ehrgeize, der ihn nie verließ, angespornt aus: „Ich will aber doch der Welt zeigen, daß ich auch Festungen nehmen kann.“

Allmälig bevölkerten sich die oben genannten Berge in der Runde. Statt Primeln, Windröschen, Löwenzahn, wie sonst um diese Jahreszeit, sah die Frühlingssonne Verderben dräuende Batterien aus der Erde wachsen. Ununterbrochen bemühten sich die Geschütze der Festung, diese Arbeiten zu stören. Der Donner derselben währte fast ununterbrochen. Die Positionen der Ungarn aber waren zu günstig gelegen, als daß die österreichischen Geschosse viel Schaden anzurichten vermocht hätten.

Wenn aber die kräftige Vertheidigung der Belagerten gegen die Belagerer erstern nicht zum Vorwurf gemacht werden konnte, so gehörte doch das wiederholte Bambardement von Pesth zu jenen Barbareien, wie sie einem civilisirten Kriegsheere nimmermehr geziemen. Dies Bombardement währte oft selbst die Nacht hindurch. Durch die rabenschwarze Finsterniß sandte die nur momentan durch die Blitze der Kanonen blutroth erhellte Feste Tod und Verderben auf die wehrlose Schwesterstadt. Es gewährte einen schauerlich schönen Anblick,

wenn die sausenden Granaten flammend und prasselnd in Häuser und Dächer schlugen. Viele öffentliche und Privatgebäude wurden ein Raub der Flammen. Ganz Pesth war zeitweilig in Rauch und Feuer gehüllt. Ueberall herrschte die entsetzlichste Zerstörung. Fenster und Thüren wurden zertrümmert, Dächer und Plafonds eingeschlagen, überall gewahrte man niedergebrannte und eingestürzte Gebäude, rauchende Brandstätten. Hier und da, mitten unter dem Kugelregen, sah man Leute beschäftigt, die Flammen zu löschen. Auf dem Donauufer durfte sich aber kein menschliches Wesen blicken lassen, weil von der Festung selbst auf einzelne Personen geschossen wurde.

Vierzehn Tage lang bedurfte Görgei Zeit, ehe er sich in den Stand gesetzt glaubte, der Welt zu zeigen, daß er auch Festungen erobern könne. Bevor er den Befehl zum Sturm ertheilte, erließ er folgendes Schreiben an den Commandanten von Ofen:

„General!

Ofen ist von den ungarischen Truppen cernirt, und sie warten nur auf meinen Befehl, um die Festung mit jener Energie anzugreifen, welche allein der Nothwehrkampf auf Leben und Tod jedem einzelnen Krieger zu geben vermag.

Ihre Aufgabe, Ofen länger zu halten, ist eine verlorene. Nehmen Sie den Antrag an, den ich Ihnen aus

Menschlichkeit stelle: Capituliren Sie! Die Bedingungen sind folgende: ehrenhafte Kriegsgefangenschaft, die Offiziere mit, die Mannschaften ohne Gewehr und Rüstung.

Die Autorität, welche ich im ungarischen Heere genieße, die Subordination, die ich mit eiserner Hand handhabe, meine eigene Ehre, welche bis jetzt Niemand, selbst Oesterreich nicht ungestraft antasten durfte, wie Ihnen die Erfolge der „Rebellenhorden" klar beweisen, bürgt Ihnen für strenge Einhaltung der gestellten Bedingungen, da ich sie mit meinem Ehrenworte garantire.

Raab, Stuhlweißenburg, Komorn, die Bergstädte, ja die ganze Waaglinie sind in unsern Händen, Ofen auf das strengste cernirt.

Und wenn all das Sie nicht erschüttert, so erschüttere Sie der Gedanke, daß Sie Ungar sind, daß Sie eine große Schuld an das Vaterland abzutragen haben und daß die Gelegenheit hierzu Ihnen durch mich geboten wird.

Verharren Sie nach reiflicher, männlicher Ueberlegung dennoch auf Ihrem Vorsatze, diese sogenannte Festung Ofen auf das hartnäckigste zu vertheidigen, so kann ich Sie gegen einzelne Ausbrüche der Leidenschaft einer angreifenden Truppe, zwar nicht unbedingt schützen, doch werden die eingebrachten Soldaten auch dann nicht mißhandelt werden, weil dieses unserer chevaleresken Art

Krieg zu führen und unserm Humanitätsgefühle widerstrebt. Sollten Sie aber mit der äußersten Vertheidigung auch noch die Zerstörung der Kettenbrücke, jenes herrlichen Kunstwerks, und das fortgesetzte Bombardement von Pesth verbinden, von welcher Stadt Sie infolge der Uebereinkunft durchaus keinen Angriff erwarten — welches Bombardement offenbar nur eine niederträchtige That genannt werden kann — so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß nach geschehener Einnahme von Ofen die ganze Besatzung über die Klinge springt.

Sie sind Commandant von Ofen, aber Sie sind auch Vater und geborener Ungar. Bedenken Sie, was Sie thun. Im Namen der Humanität fordere ich Sie auf und erwarte Ihre Antwort bis längstens drei Uhr nachmittags.

Gewarnt durch das niederträchtige, ehrvergessene System, nach welchem sogar unsere Parlamentäre österreichischerseits als Verbrecher festgehalten und behandelt werden, wähle ich zum Ueberbringer dieses Schreibens einen kriegsgefangenen österreichischen Offizier.

Hauptquartier Ofen am 4. Mai 1849.

Arthur Görgei, General."

Generalmajor und Festungscommandant Hentzi antwortete, wie es dem Manne und Soldaten von Ehre geziemt, er werde Ofen zu halten wissen. Uebrigens

sei er kein Ungar, sondern Schweizer und naturalisirter Oesterreicher. Seine Familie sei in Sicherheit. Darum sei sein letztes Wort: den Platz nach Pflicht und Ehre bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Da begann allmälig die Erde zu beben meilenweit in die Runde. Die Breschebatterien eröffneten ihr Feuer. Ganz Ofen und alle Berge ringsherum hüllten sich in Rauch und Flammen, von Pulverblitzen durchzuckt, von glühenden Kugeln und Raketen durchflogen. Ganze Batterien feuerten zu gleicher Zeit, damit der Stoß der Erschütterung die Wirkung der Breschesalven unterstütze. Es war wie der Tag des ewigen Gerichts.

Vom Schwabenberge aus wurden mit beispielloser Hartnäckigkeit ganze Salven des schwersten Geschützes, das man von Komorn eigens hatte kommen lassen, gegen das Stuhlweißenburger Thor geschleudert, während die Batterien vom Blocksberge, Spitzberge und Calvarienberge in ununterbrochener Abwechslung das Wiener Thor und dessen Umgebung in Trümmer warfen. Auf langer Linie gab es bald nur noch einen Schutt- und Steinhaufen, hier und da von Flammen umleckt, ein wüstes Chaos, ein Labyrinth zerstörter Gänge und Höhlungen. Die ganze Seite zwischen den beiden Thoren war eine einzige große klaffende Wunde. Sie war bestimmt, den Weg zum Todesstoße zu bahnen. In Ofen selbst brann-

ten der Palast des Palatins, die Pfarrkirche und zahlreiche andere Gebäude.

Mit großer Behendigkeit traf man jetzt seitens der Ungarn alle Vorkehrungen zum Sturme. Strickleitern, Stangen, Haken, Wurf- und andere Geräthschaften aller Art zum Ersteigen der Wälle wurden während der Nacht herbeigeschafft. Bevor der Sturm begann, erließ Görgei einen Aufruf an Freiwillige, welche sich an die Spitze stellen und die Sturmcolonnen führen sollten. Die ersten, die sich meldeten, waren fünfundzwanzig Rothkappler. An ihrer Spitze schritt Ladislaus. Diese kühnen Krieger waren die letzten von einem ganzen Bataillon. Görgei umarmte den Führer. Dann drückte er jedem einzelnen der Mannschaft die Hand.

Ladislaus hatte in zahlreichen Gefechten vergebens den Tod gesucht. Die Wunde seines Herzens, die ihm das serbische Mädchen geschlagen, war noch nicht geheilt. Bei dem bevorstehenden Sturme hoffte er die ersehnte Ruhe zu finden.

Die Festung war an der Seite, wo man den Sturm zu erwarten hatte, illuminirt. Von den höher gelegenen Punkten des ungarischen Lagers konnte man deutlich die Bewegungen der Belagerten wahrnehmen. Es fand dort ein reges Leben und Treiben, ein geschäftiges Hin- und Her-

laufen statt, während im ungarischen Lager tiefe Stille herrschte. Nur vom Blocksberge blitzte von Zeit zu Zeit eine Bombe auf, die ihren Weg nach der Festung nahm. Der erste Sturmangriff erfolgte auf die Bresche zunächst dem Wiener Thore. Deutlich vernahm man das Wuthgeschrei der Stürmenden, das Waffengeklirr und Knattern des Kleingewehrfeuers. Die außerhalb der Festung wohnenden Ofener waren alle wach. Zitternd lagen viele auf den Knieen und beteten für das Gelingen des Sturms. Der Kampf Mann gegen Mann währte auf den Festungswällen und an den Ringmauern von zwölf Uhr nachts bis fünf Uhr früh. Hentzi wehrte sich mit Löwenmuth. Um zwei Uhr nachts wütheten seine Kanonen von neuem, aber auch zum letzten Male. Die Hartnäckigkeit seiner Vertheidigung, die Verzweiflung, Alles zur Rettung zu wagen, selbst das Aeußerste nicht unversucht zu lassen, trieb ihn in dieser schrecklichen Nacht so weit, einen furchtbaren Racheplan in Ausführung zu bringen. Er beabsichtigte nämlich die schöne eiserne Kettenbrücke, eins der bewundernswerthesten Bauwerke, welches die beiden Schwesterstädte zu einer Stadt verbindet und erst im Jahre zuvor vollendet worden war, in die Luft zu sprengen. Er hatte zu diesem Zweck die Brücke an beiden Seiten stark verbarrikadiren und unterminiren lassen. An dem einen Ende commandirte Oberst Auer. Dieser warf, als er sah,

daß Alles verloren war, seine Cigarre in die Pulverleitung, die zur Brückenmine führte. Aber die schützende Hand der Vorsehung waltete über dem großartigen Bau. Die Explosion blieb ohne den gewünschten Erfolg. Nur zwei Ketten wurden leicht beschädigt, während der Oberst selbst ein Opfer seiner barbarischen That wurde. Erst nach einigen Tagen fand man den verkohlten und verstümmelten Leichnam.

Als der Morgen anbrach, flatterten bereits hier und da auf den Wällen die ungarischen Fahnen. Viele der aus der Ferne Zuschauenden sanken bei diesem Anblick freudetrunken auf die Kniee und dankten dem Gotte der Krieger Arpad's. Hinter den Wällen dauerte indeß der Kampf noch immer fort. Die Besatzung wehrte sich heldenkühn. Jeder Schritt vorwärts mußte mit Säbel und Bajonett blutig erkämpft werden. Bald aber verschwand eine schwarzgelbe Fahne nach der andern. Als die letzte dahinsank und dem grünweißrothen Nationalbanner Platz machte, rief Görgei in freudiger Aufwallung: „Eljen Honved!“

Ein Kurier stand bereits gesattelt, die Siegesbotschaft nach Debreczin zu bringen. Das Bulletin lautete à la Suworow:

„Hurrah! Buda! Görgei!“

Es war sieben Uhr früh. Der Kampf war beendet.

Die Geißel, welche über beide Schwesterstädte geschwungen worden, das Damoklesschwert, das furchtbar drohend über ihnen gehangen, war gebrochen. Ofen und Pesth lebten wieder auf. An beiden Donauufern wimmelte es von Menschen, welche Dankgebete zum Himmel sandten und mit Tüchern und Fahnen herüber und hinüber winkten.

General Hentzi war als Held bei Vertheidigung der Bresche gefallen. Er erlag am folgenden Tage seinen tödtlichen Wunden. Görgei ließ ihm ein ebenso prunkvolles wie ehrendes Begräbniß zu Theil werden.

Unter den zahlreich gefallenen Honveds befand sich auch Ladislaus. Er hatte endlich die langersehnte Ruhe gefunden. Die rosafarbene Schleife, welche er einst in schöner Stunde von Aloysia, die für ihn in den Tod gegangen, erhalten und die er stets auf dem Herzen trug, nahm er mit ins Grab.

Vierzehntes Kapitel.

Die von den Gästen auf Bardy-Castell bereits seit einiger Zeit beabsichtigte Lustfahrt nach dem reizend gelegenen Karolinenthal war endlich zu Stande gekommen. Die Gesellschaft bestand aus Veronika, Edmund, dem jungen Franzosen, dem Grafen Thomas und seiner Gattin Ilona, einer feingebauten, sehr lebenslustigen Ungarin aus Temesvar. Thomas saß mit den zwei Damen im Wagen, während Edmund und Hippolyt das Fuhrwerk zu Pferde begleiteten.

Der prächtigste Frühlingsmorgen war angebrochen. Die ganze Natur athmete Frische und Erquickung. Die üppige Vegetation zu beiden Seiten des Weges duftete herrlich. Auf Blättern und Blüten glänzten im Strahle der Morgensonne Diamanten und Rubinen. Veronika's

Wangen blühten, vom angenehmen kühlen Morgenlüftchen umspielt, wie junge Rosen.

Das schöne Mädchen hatte in Neusatz an langanhaltender Krankheit schwer darnieder gelegen. Ein böses Nervenfieber brachte sie geraume Zeit dem Tode nahe. Nur der aufopfernden Pflege Edmund's, welcher der armen Verlassenen wie ein rettender Engel zur Seite stand, war es gelungen, das junge Leben zu erhalten. Darum mußte auch die Abreise nach Deutschland auf sehr lange Zeit verschoben werden. Hippolyt, der seinen Freund im fremden Lande nicht allein lassen wollte, brachte die Langeweile fast zur Verzweiflung. Wie oft ihn auch Edmund beschworen, nach Deutschland zurückzukehren, war er doch nie dazu zu bewegen gewesen. Seine einzige Zerstreuung während dieser langen Zeit, nachdem er mit allen Restaurationen und Billards von Neusatz Bekanntschaft gemacht, bestand in einigen Ausflügen in die Umgegend, wobei er einmal beinahe den räuberischen Serben in die Hände gefallen wäre.

Den kühnen Gedanken, einen Abstecher nach Constantinopel zu machen, hatte er infolge der unruhigen und bedrohlichen Zeitverhältnisse ganz aufgegeben.

Die Reisegesellschaft war auf einer kleinen Anhöhe angelangt, von wo man eine prachtvolle Aussicht über das Thal genoß. Edmund und Hippolyt, die dem Wagen

eine Strecke voraus waren, ließen entzückt ihre Blicke über die bezaubernde Gegend schweifen.

„Trinke Dich noch recht satt an diesem Paradiese", sagte Edmund zu seinem Begleiter, „denn unser Verbleiben hier darf nun nicht mehr von langer Dauer sein. Es hieße die edle Gastfreundschaft, deren wir uns hier erfreuen, mißbrauchen, wollten wir nicht an baldigen Aufbruch denken."

Hippolyt, dem es auf Bardy-Castell sehr wohl gefiel, sodaß ihn der Gedanke an die Abreise sogar unbehaglich berührte, erkundigte sich, ob Edmund auch sichere Nachricht habe, daß man das Fräulein ohne Gefahr weiter geleiten könne.

„Ich habe solche", versicherte der Gefragte, „und weiß, daß der Weg von Pesth bis zur deutschen Grenze, der sich dermalen in den Händen der siegreichen Ungarn befindet, selbst für Frauen ohne alle Gefahr zu passiren ist."

„Aber bis Pesth", gab der Franzose zu bedenken, „da liegt der Hase oder vielmehr der Serbe im Pfeffer. Wollen wir nicht warten, bis die braven Ungarn diesen bösen Kerlen das Handwerk gründlich gelegt haben? Ich für meine Person fürchte mich nicht, es ist mir nur um Veronika. Von diesen ruchlosen Banden gefangen zu werden, dürfte aber kaum zu den Annehmlichkeiten des

Lebens zu rechnen sein, wenn wir auch allenfalls mit dem Leben davonkämen."

„Die Comitate von hier bis Pesth", erwiderte Edmund, „sind überhaupt nicht von den Serben beunruhigt worden, da letztere ihr Unwesen mehr im Banat, in der Woiwodina treiben. Das Einzige, was wir zu besorgen hätten, wären einige walachische Banden, die selbst bis in die Gegend von Klausenburg vorgedrungen sein sollen. Aber hoffentlich wird man ihnen jetzt ebenfalls das Handwerk gelegt haben, da bedeutende ungarische Streitkräfte zu ihrer Vernichtung aufgeboten worden sind."

„Das gebe der Himmel", sagte Hippolyt, „denn ich muß gestehen, daß es mir keine Ruhe läßt, bevor ich nicht unsern reizenden Schützling in vollkommener Sicherheit weiß."

„Ich brauche wohl nicht zu betheuern", versetzte Edmund, „daß mir das nicht weniger am Herzen liegt. Erst wenn ich Veronika im Hause meines Vaters weiß, will ich frei athmen und mein Haupt sorglos aufs Kissen legen."

Das freundliche Landhaus Karolinenthal, welches mit zu den Besitzungen des Grafen Stanislaus gehörte und das Ziel der schönen Frühlingspartie war, ward jetzt in einiger Ferne sichtbar. Einladend schaute es mit

seinen grünen Jalousien aus dem Laube goldgrüner Linden und versprach die freundlichste Einkehr. Der alte Kastellan daselbst, der von dem Besuche in Kenntniß gesetzt worden, hatte für gastliche Aufnahme und ein schmackhaftes Gabelfrühstück bestens Sorge getragen. Er trat den Ankömmlingen am Hausthor entgegen und ward von Thomas wie von dessen Gattin herzlichst umarmt, da man in ihm einen alten treuen Diener und Freund der Familie ehrte und liebte, den man aber mehrere Jahre lang nicht gesehen hatte. Die Ab- und Ausgestiegenen befanden sich in der heitersten Stimmung. Der schöne Frühlingstag, der blaue herzerfreuende Himmel, die grünende und blühende Welt ringsum, dazu der wunderbare Frieden der Natur, der nicht ahnen ließ, daß fast ganz Ungarnland unter Waffen stand, sie ließen keine trübe Stimmung aufkommen.

Das Frühstück war in einem blühenden Garten, im wohlthuenden Schatten alter Linden aufgetragen. Die mit kostbarem Ungarwein gefüllten Flaschen gewährten mit ihren halb ummoosten Etiketten einen verlockenden Anblick. Man nahm Platz und vergaß zeitweilig in fröhlichem Geplauder die schwere Prüfungszeit, die Gott über das gesegnete Ungarnland verhängt hatte.

In einem freundlichen kleinen Saale des Landhauses, zu dessen Fenstern von allen Seiten der Frühling herein-

schaute, befand sich ein Piano von sehr schönem Tone. Thomas, der im Klavierspiel eine große Fertigkeit besaß, gab nach beendetem Frühstück mehrere der beliebtesten Tänze und Opernsachen zum Besten. Edmund und namentlich Hippolyt konnten nicht umhin, den beiden Damen einige Tänze anzubieten.

Während Edmund und Veronika im anmuthigen deutschen Walzer dahinschwebten, war Hippolyt durchaus auf den ungarischen Czardas versessen, den er zwar oft Gelegenheit gehabt tanzen zu sehen, aber nie hatte erlernen können. Die muntere Ilona gab sich die möglichste Mühe mit dem fränkischen Schüler, was zu den possirlichsten Positionen Veranlassung gab und die allgemeine Heiterkeit nicht wenig erhöhte.

Unfern des Landhauses zog sich ein dunkelgrüner tiefschattender Fichtenwald ins Land. Thomas machte Veronika auf diesen schönen Wald aufmerksam.

„Das ist“, sagte er, „unser Erdbeerwald und in ihm wachsen die duftendsten und schmackhaftesten Walderdbeeren in ganz Siebenbürgen.“

„Ilona“, rief freudig Veronika, „da gehen wir in die Erdbeeren. Schon als Mädchen war das immer meine Herzenslust. Um ihretwillen habe ich in meiner Heimat oft selbst hohe Berge erstiegen.“

Thomas erkundigte sich bei dem alten Kastellan,

wie es in hiesiger Gegend hinsichtlich der Raubzüge der Walachen stehe.

„Gott sei Dank“, erwiderte der Greis, „sind wir bis jetzt vollkommen von jenen bösen Gesellen verschont geblieben und hoffen das auch mit Zuversicht von der Zukunft. Nach den neuesten Nachrichten sind diese Raubzügler von unsern braven Truppen total zersprengt und zum großen Theile auf türkisches Gebiet getrieben worden. Nur die Cohorte des gefürchteten Centurio Ranko soll noch in den benachbarten Comitaten ihr Wesen treiben; hoffentlich aber wird auch sie am längsten gemordet und geplündert haben.“

Während sich die Gesellschaft der ungetrübtesten Freude hingab, war es nicht bemerkt worden, wie aus dem Unterholze, welches den Wald umsäumte, wiederholt die gelben Gesichter des Serben Petrowitsch und des Walachen Lupuj hervorgelauscht hatten. Die kleinen unheimlich stechenden Augen des letztern schienen das Landhaus Karolinenthal und dessen Umgebung zu recognosciren. Petrowitsch und Lupuj waren die Anführer einer kleinern Abtheilung der Cohorte Ranko's und hatten den Auftrag, sich dem Bardy-Castell auf dem Wege von Karolinenthal zu nähern, während der größere Haufe von der entgegengesetzten Seite gegen das Castell vorsichtig vordrang, da man stets befürchtete, auf unga-

rische Truppen zu stoßen. Die kleinere Abtheilung lagerte an dem ein Stündchen entfernten entgegengesetzten Waldesrande. Nur Petrowitsch und Lupuj hatten sich von ein paar Mann gefolgt bis Karolinenthal herangeschlichen. Mit gierigem Blicke bemerkte der letztere, der unverdrossen durch die Zweige lugte, wie zwei Damen lachend und scherzend mit kleinen Körbchen am Arme vom Landhause daherkamen und ihren Weg nach dem Fichtenwalde einschlugen.

Wie das Raubthier, um sich zum Sprunge auf seine Beute vorzubereiten, eine Strecke zurückgeht, so zog sich auch Lupuj, indem er seinem Begleiter ein Zeichen gab, in das Dickicht des Waldes.

Arglos nahten Veronika und Ilona und waren bald hinter Bäumen und Buschwerk verschwunden. Da man nicht gleich die gewünschte Frucht vorfand, drangen die Erdbeersucherinnen eine Strecke im Walde vor. Plötzlich blieb Ilona stehen. „Wenn ich mich recht entsinne", sagte sie, „befindet sich der wahre Erdbeersegen in der Nähe der uralten Rakoczyeiche, die mehr nach rechts hin stehen muß. Verweile einen Augenblick hier, Veronika, ich will sehen, ob mich mein Erinnerungsvermögen getäuscht hat oder nicht. Ich bin gleich wieder da."

Mit diesen Worten wandte sich Ilona zur Rechten und verschwand im Blattgrün. Veronika befand sich in

tiefer Waldeinsamkeit. Leise rauschte ein kühles Lüftchen in den Kronen der Fichten. Um sich nicht zu verirren, wagte sie sich nicht von der Stelle. Etwas bänglich schlug ihr Herz in dieser Verlassenheit. Da sprangen wie mit einem Satze zwei wildaussehende Gestalten aus dem Dickicht, und ehe die Ueberraschte auch nur einen Schrei auszustoßen vermochte, war ihr ein Tuch in den Mund gepreßt und vier nervige Männerarme trugen die völlig Wehrlose, deren Sinne von einer Ohnmacht umdunkelt wurden, mit eiligen Schritten durch den Wald.

Am Ende desselben angelangt, empfingen die hier gelagerten Walachen frohlockend die schöne Beute. Man warf sich mit derselben auf die Pferde und fort gings im rasenden Galopp nach der Gegend, wo man die übrige Cohorte zu treffen vermeinte.

„Wenn dieses nette Fröschchen", sagte unterwegs Lupuj zu Petrowitsch, „der Centurio nicht stattlich auslöst, bekommt er es mit mir zu thun."

„Und mit mir ebenfalls", erwiderte der Serbe. „Wir beide haben die ersten Ansprüche."

„Der Centurio", fuhr Lupuj fort, „erspart sich jetzt sogar einen Sturm auf Bardy-Castell, da es ihm hauptsächlich um ein schönes Weib zu thun ist. Nun, und unser Püppchen läßt in dieser Beziehung fürwahr nichts

zu wünschen übrig, obschon das Schäfchen die Augen noch immer nicht aufthun will."

Und fort ging's auf den dahinbrausenden Rossen, daß der Boden dröhnte und der Staub hoch aufwirbelte. Es war, als wenn den flüchtigen Serben die ungarischen Husaren schon auf den Hacken säßen.

Als Veronika aus ihrer langen Ohnmacht erwachte, fand sie sich in einem geräumigen Gemach auf einer Bärenhaut liegend. Der Centurio saß neben ihrem Lager und verwandte kein Auge von dem süßen Antlitz. Während die Ohnmacht das Mädchen noch umfangen hielt, hatte er wiederholt leise die Hand auf die Brust desselben gelegt, um sich zu überzeugen, ob noch Leben in der schönen Hülle vorhanden sei. In dem Innern des sonst so eisernen Mannes war beim ersten Anblicke Veronika's eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Er hatte in ihren Zügen eine seltsame Aehnlichkeit mit seiner Tochter Aloysia gefunden. Diese wunderbare Fügung des Schicksals hatte den tiefsten Eindruck auf das Gemüth des wilden Kriegers hervorgebracht.

„Wie", fragte er sich, „wäre es ein Wink von oben? Soll mir für die verstorbene Tochter deren Ebenbild gegeben werden? Sind es nicht die Augen, ist es nicht der Mund, die Stirn meiner Aloysia? Nur bei weitem sanfter und herzgewinnender ist der Aus-

druck dieser Züge. Darin gleicht sie mehr Smiljana. Und ich sollte diese Blume der Schwesterblume zum Opfer bringen? Nimmermehr!“ Er neigte sich leise über Veronika, die wie geistesabwesend in der unbekannten Umgebung umherblickte, und flüsterte: „Fürchte nichts, meine Tochter! Kein Leid soll Dir widerfahren.“

Indeß hatte sich das Zimmer mit denjenigen Walachen gefüllt, die einen Anspruch auf die schöne Beute zu haben glaubten. Voran Lupuj. Nach dem Herkommen kam auf den Häuptling ein Drittheil.

Lupuj sagte: „Ein Stier, ein Reitpferd ist freilich nicht zu theilen, da müssen wir losen, aber ein Mädchen kann allen gehören.“

Der Centurio blitzte unter seinen weißen Augenbrauen den Sprecher unheimlich an. „Und ich sage, sie kann es nicht und möchte gern den sehen, der da sagen wird, sie kann's.“

Lupuj, der den Alten nicht erst von gestern her kannte, erwiderte nichts. Auch die Uebrigen schwiegen. Nur eine Stimme rief aus dem Haufen: „Sie kann's!“

„Wer sagte das?“ fragte der Centurio und seine Riesengestalt erhob sich. Ein junger Walache mit geflochtenem Haar trat hervor. Er war betrunken. Mit thierischem Gefletsch stellte er sich vor Ranko und, den

Kopf zurückwerfend, schlug er sich mit der Faust auf die Brust und sagte: „Ich hab's gesagt."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als der Centurio sein Römerschwert zückte und mit einem Streiche den Kopf des Widersprechenden so glatt abschlug, daß er rückwärts fiel, der Rumpf aber in die Kniee sank und zusammenbrach.

Ein Schrei ward vernommen. Es war Veronika, die ob des grauenhaften Schauspiels von neuem in Bewußtlosigkeit verfiel.

Der Centurio aber fragte: „Behauptet noch Jemand, daß sie es kann?"

Ein Todtenschweigen war die Antwort. Selbst Lupuj erlaubte sich keine Bemerkung über die That des Centurio.

Schafft das Fräulein in das Frauengemach!" fuhr Ranko fort. „Du, Petrowitsch, stehst mit Deinem Kopfe dafür, daß ihm die sorgsamste Pflege wird. Alsdann will ich Euch einen Vorschlag machen."

Nachdem man mit möglichster Behutsamkeit die bewußtlose Veronika weggetragen und auch den Leichnam des jungen Walachen entfernt hatte, sagte der Centurio: „Ein Weib ist nicht zu theilen nach Salomonischer Art, das seht Ihr ein. Wollen wir losen, kommt es auf einen blinden Zufall an und der Unwürdigste ist oft

der Glücklichste. Was meint Ihr, wenn ich vorschlage, daß wir das Mädchen dem Tapfersten zusprechen?"

Da sich jeder der anwesenden Walachen in seiner Phantasie für den Tapfersten hielt, fand der Vorschlag allgemeinen Beifall.

„Du sprichst weise, Centurio", riefen zahlreiche Stimmen. „Dem Tapfersten von uns soll die schöne Beute ungetheilt gehören."

Jetzt entstand ein sehr lauter und leidenschaftlicher Wortstreit. Jeder zählte seine Heldenthaten auf, nur der Centurio schwieg von den seinigen. Endlich sprach er: „Ich sehe, daß Ihr Euch nicht einigen könnt. Wollen wir nicht eine Probe anstellen, wer der Tapferste ist?"

„Ja, ja", rief es beistimmend von mehreren Seiten, „laß uns eine Probe anstellen, Centurio, und wer sie besteht, dem gehöre das Mädchen."

Da öffnete Ranko die Thür zu einem Nebengemach und rollte daraus ein Faß hervor bis in die Mitte des Zimmers.

Die Walachen schauten erwartungsvoll, was der Centurio mit dem Fasse beabsichtige. Er stellte es aufrecht und hieb mit einem Beile den Deckel ein. Eine schwarze Masse füllte das Faß bis an den Rand. Ranko fuhr fort: „Das ist ein Centner Pulver. Jetzt

merkt auf. Ich werde einen brennenden Kienspan in das Pulver stecken. Wir lagern uns um das Faß, und wer am längsten aushält, ist unstreitig der Tapferste. Denn sobald der Zünder das Pulver erreicht, fliegt das Haus in die Luft."

Mehrere der Walachen begannen unwillig zu murren.

„Wer sich fürchtet", sagte trocken der Centurio, „ist nicht genöthigt dazubleiben."

„Gut, mir recht", prahlte Lupuj. „Ich bleibe da. Das schwarze Zeug kann auch Mohn sein."

Statt einer Antwort nahm Ranko eine Prise aus dem Fasse und streute sie auf die brennende Pfeife des Walachen Die aufblitzende Flamme versetzte dem Zweifler einen solchen Schlag, daß er erschrocken rücklings taumelte, und im nächsten Augenblicke stand er mit verbranntem Schnurrbart und Augenbrauen und ganz geschwärzt vor den hohnlachenden Genossen.

Dieses Gelächter versetzte Lupuj in Wuth.

„Ich bleibe doch, ich halte aus!" lärmte er. Er hob die ihm aus dem Munde geschlagene Pfeife vom Boden auf, und als der Centurio den brennenden Span in das Faß gesteckt, trat er hinzu und brannte sich seinen Tabak daran an.

Bei dieser Scene verließen zwei Drittheile der Walachen das Zimmer, die übrigen aber lagerten sich mit

Lärmen und Prahlen um das Faß und schwuren bei Himmel und Hölle, daß sie ausharren würden. Aber je lauter sie schwuren, desto öfter blickten sie auf den brennenden Span, dessen Flamme sich mehr und mehr der Oberfläche des Pulvers näherte. Bald aber verstummte das Lärmen und Schwören. Ein allgemeines Schweigen verbreitete sich über die Gesellschaft. Die Herzen begannen ängstlicher zu klopfen. Nur der Centurio blieb kalt und ruhig und rauchte seine Pfeife. Da erhob sich allmälig einer nach dem andern und verließ, ohne sich zu verabschieden, das Haus. Der Zünder brannte immer tiefer. Endlich waren nur noch zwei vorhanden, der Centurio und Lupuj. Ersterer, ruhig an die Wand gelehnt, schaute gleichgültig nach dem brennenden Span; letzterer hatte sich auf den Rand des Fasses gesetzt, kehrte aber der Flamme den Rücken zu. Endlich vermochte er nicht länger in dieser Stellung zu verharren. Er mußte sich umschauen. Als er gewahrte, daß die Flamme nur noch fingerlang vom Pulver entfernt war, sprang er auf.

„Centurio“, sagte er, „wir sind jetzt allein, machen wir keine dummen Streiche. Werden wir handelseins. Das Mädchen möge uns zweien gehören.“

„Wenn Du des Wartens überdrüssig bist“, versetzte Ranko mit unverändertem Gleichmuthe, „kann ich den Span etwas tiefer ins Pulver drücken.“

„Sei gescheidt, Ranko! Du bist doch nicht toll geworden? Sollen wir beide wegen eines bleichen Weibsbildes gebraten in die Hölle fliegen? Nimm das Mädel zuerst, aber dann überlaß es mir."

Der Centurio erwiderte: „Gewinne es von mir, dann gehört es Dir auch."

Lupuj begann wie ein starrköpfiges Kind vor Wuth zu toben und sich die eigenen Kleider zu zerreißen.

„Was ich gesprochen", sagte der Centurio, „bleibt stehen. Wer aushält, hat das alleinige Recht auf die Jungfrau."

„Ich bleibe ja da", wiederholte Lupuj, mit immer größerer Angst einen schaudernden Blick nach dem tiefer brennenden Kienspan werfend; „aber was gewinne ich dabei? Ich weiß, Du bleibst auch da, und uns beide holt der Teufel. Und ich sag' es nicht meinet-, sondern Deinetwegen, daß ich das nicht will."

„Wenn Du es nicht willst, so laufe weg."

„Ich will es, so Du mir eine Handvoll Dukaten gibst."

„Nicht einen halben — bleibe da."

„Centurio, sei nicht rasend, das Feuer wird gleich bei dem Pulver sein."

„Ich sehe es."

„So gib mir einen Thaler."

„Nicht einen Kreuzer.“

„So zerschmettere Dich“, schrie Lupuj in höchster Wuth und Angst, „Gottes siebenundsiebzigarmiger Blitz am St.-Michaelstage!“ Damit sprang er aus der Thür. Noch einmal steckte er den Kopf durch dieselbe.

„Gib mir einen Zwanziger. Ich bin noch nicht weggegangen.“

Der Centurio antwortete: „Ich habe auch den Zünder noch nicht herausgenommen; kannst noch zurückkehren.“

Da schlug Lupuj die Thür zu und eilte in verzweifelten Sätzen von dem gefährlichen Hause hinweg, das in den nächsten Augenblicken in die Luft fliegen mußte. Er lief, bis ihm der Athem ausging und er unter einem Baume hinstürzte. Hier zog er die Pelzmütze tief über die Augen und hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu. So lag er, nur von Zeit zu Zeit den Kopf ein wenig erhebend, um zu lauschen, wann die Explosion erfolgen werde.

Der allein zurückgebliebene Centurio aber nahm den tief herabgebrannten Span heraus und warf ihn in die Flammen des Kamins. Dann begab er sich nach dem Frauengemach, wo Veronika mit geschlossenen Augen wie im Schlummer ruhte; aber es war nur ein Halbschlaf. Wie leise auch Nanko ihrem Lager nahte, sie fuhr erschreckt empor.

„Fürchte nichts, meine Tochter", sprach er, „Du bist gerettet und in Sicherheit." Zugleich brachte er Trank und Speise und legte ein kleines Gebetbuch dazu. Hierauf ließ er das Mädchen allein.

Traurig aß Veronika einige Bissen, dann schlug sie das Gebetbuch auf. Große Thränen rollten über die bleichen Wangen. Sie betete, bis allmälig der wohlthätige Genius des Schlafs herabsank und das arme Kind nach so entsetzlichen Prüfungen in seine Arme nahm.

Nach einiger Zeit erschien der Centurio wieder. Auf den Fußspitzen schlich er an das Lager und betrachtete lange das schöne schlummernde Antlitz. Ein ihm unbekanntes Naß trat in seine Augen. „Meine Aloysia", flüsterte er, „Du bist mir ja nicht gestorben!"

Fünfzehntes Kapitel.

Etelka war von einer zweiten sehr wichtigen Mission, die sie im Auftrage Kossuth's nach Wien unternommen, nach Debreczin zurückgekehrt. Nie war ihr Ueberschreiten der österreichischen Grenze mit größern Schwierigkeiten und Gefahren verbunden gewesen. Oft war sie genöthigt, meilenweit über Bergpfade zu klettern, um einer feindlichen Vorpostenkette aus dem Wege zu gehen, und wenn sie todmüde den Punkt erreichte, von dem sie glaubte, daß er unbesetzt sei, erschien in der Ferne eine feindliche Reiterpatrouille. Halbe Nächte mußte sie im Dickicht auf feuchtem Waldesboden kauern, von Hunger gequält und von der Angst gefoltert, entdeckt zu werden. Einen Augenblick gab es für sie, welcher der gefahrvollste war. Sie hatte in dunkler Nacht den Saum eines Waldes betreten, ohne den feindlichen Posten gewahr geworden zu sein, der daselbst Wache hielt. Plötzlich erschallt in

nächster Nähe ein „Wer da?“ das sich zweimal wiederholt. Erschrocken eilt sie hinter die Bäume zurück. Da blitzt es auf. Ein Schuß fällt, eine Kugel schlägt durch die Zweige. Es entsteht Lärm. Männertritte werden vernehmbar. Etelka sinkt in die Kniee. Dieser Stellung verdankt sie ihre Rettung. Das niedrige Gebüsch zwischen den Baumstämmen entzog sie den Blicken der Soldaten, die mit Handlaternen den Wald durchsuchten und aufs Gerathewohl ihre Gewehre abfeuerten.

Als sich Etelka bei Kossuth melden ließ, trat dieser in erwartungsvollster Aufregung ihr entgegen.

„Mein guter Genius“, rief er, „ich erwarte Dich mit Schmerzen bereits seit drei Tagen.“

„Danke dem Himmel“, erwiderte das Mädchen, nachdem er sie auf das Sopha geleitet, „daß ich überhaupt gekommen. Bald hättest Du Etelka nicht wiedergesehen.“ Sie erzählte ihr nächtliches Abenteuer mit dem österreichischen Vorposten. Kossuth drückte ihr theilnehmend die Hand und erwiderte:

„Ein guter Engel wandelt Dir zur Seite.“

„Ich wünschte nur“, fuhr Etelka fort, und ihre Stimme wurde sehr ernst, „daß dieser gute Engel auch unserer guten Sache überhaupt zur Seite stünde. An mir selbst ist weniger gelegen.“

Der Gouverneur hing erwartungsvoll an ihrem

Munde. „Hier sind Briefe von Teleky und Franz Pulsky“, fuhr Etelka zwei Schreiben überreichend fort, „deren Inhalt ich fast errathen möchte.“

Kossuth erbrach die Briefe, aber je länger er darin las, desto umwölkter ward seine Stirn.

Teleky, Kossuth's Abgeordneter in Paris, vermeldete, daß Ungarn von einer reellen Hülfe der französischen Regierung nichts zu erwarten habe. Die Stimme der freisinnigen Volksschichten sei zwar für die ungarische Unabhängigkeit, aber das schrecke die dermaligen französischen Machthaber eher zurück, weil sie hinter diesen freisinnigen Anschauungen nichts als die rothe Republik erblickten. Was habe es ihm allein für Mühe gekostet, den Franzosen nur einigermaßen ein richtiges Urtheil über Ungarn, das sie für ein pays barbare hielten, und über dessen staatliches Verhältniß zu Oesterreich beizubringen.

In dem Schreiben Franz Pulsky's, welcher die Interessen Ungarns in England vertrat, hieß es unter Anderm: „Die gesammte Presse nimmt mit einer in England nicht alltäglichen Wärme für unsere geheiligten Rechte Theil. Alle Bürger des Landes interessiren sich vom Standpunkte des Rechts, der Billigkeit, der Humanität und des eigenen Vortheils für unsere Sache, aber Alles dies vermag die englische Regierung zu keinem

isolirten Schritte zu veranlassen, da sie von der Politik Frankreichs im Stiche gelassen wird."

Etelka, welche in Wien Gelegenheit gehabt, mit einsichtsvollen Persönlichkeiten über eine Unterstützung des Auslandes überhaupt zu sprechen, gab nähere Auskunft.

„Palmerston", sagte sie unter Anderm, „soll bereits die Absicht gehabt haben, einen politischen Agenten bei uns zu accreditiren, als ihn die Unabhängigkeitserklärung und die Entthronung des Hauses Habsburg-Lothringen wieder schwankend machte. Ueberhaupt erklärt man allseitig diesen Act für einen politischen Fehler, wenigstens hätte man gewünscht, daß diese Erklärung nicht so frühzeitig erfolgt wäre."

„Ich gebe das jetzt auch zu", gestand der Gouverneur von Ungarn, „aber ich wollte wie Cortez die Schiffe verbrennen, um auch den Halbschlüssigen jeden Rückzug abzuschneiden."

„Indessen", fuhr Etelka fort, „ist man in maßgebenden Kreisen der Meinung, daß, wenn wir uns nur noch dies Jahr halten, eine Anerkennung seitens der westmächtlichen Regierungen, die von der allgemeinen Stimme hierzu gedrängt werden, nicht ausbleiben kann."

„Sobald nur Sardinien zu uns hält", sprach Kossuth, „wohin ich Szelenyi gesandt habe, bedürfen wir der andern weniger. Ich habe einen Aufruf an unsere Brüder, die

zwanzigtausend Mann stark im österreichisch-italienischen Heere stehen, erlassen. Sie sollen auf piemontesisches und toskanisches Gebiet übertreten, von wo sie auf sardinischen Schiffen bald nach Fiume übergesetzt werden können."

Etelka war an das Fenster getreten. Sie schien noch etwas auf dem Herzen zu haben, was ihr schwer wurde, dem Gouverneur mitzutheilen. Endlich trat sie wieder auf Kossuth zu.

„Lajos", begann sie, „ich darf Dir's nicht länger verheimlichen, meine trüben Nachrichten sind noch nicht zu Ende."

Kossuth blickte erwartungsvoll auf.

„So wisse", fuhr das Mädchen fort, „daß die Allianz Oesterreichs mit Rußland zur Bekämpfung Ungarns eine vollendete Thatsache ist."

Der Gouverneur ward durch diese verhängnißvolle Nachricht nicht in dem Grade ergriffen, als Etelka erwartet hatte.

„Diese Allianz", sagte er, „kommt mir nicht ganz überraschend. Ich habe sie vorausgesehen und auch meine Maßregeln in dieser Beziehung getroffen. Rußland wird aller Wahrscheinlichkeit nach zunächst Siebenbürgen angreifen. General Bem, den ich deshalb dorthin entsendet, wird den Erwartungen, die ich auf sein Genie gesetzt, gewiß entsprechen."

„Du hast daran weise gehandelt, Lajos; Bem ist erstens der Mann, der dieser Aufgabe gewachsen, und zweitens als Pole in unsern Theiß- und Donauarmeen weit weniger an seinem Platze, wie wir an Dembinski das schlimme Beispiel erleben. Letzterer kämpft blos für seinen Ehrgeiz, nicht für die Unabhängigkeit Ungarns, die ihn sehr gleichgültig läßt."

Etelka trat wieder an das Fenster. Der Vorrath ihrer schlimmen Nachrichten schien noch nicht erschöpft. Sie kämpfte sichtbar mit sich. Endlich trat sie abermals vor Kossuth.

„Es muß heraus, Lajos", sprach sie, „und wenn mein Herz brechen sollte. Du mußt es wissen, Lajos."

Als Kossuth die innere Aufregung gewahrte, in welcher sich das Mädchen befand, trat er auf dasselbe zu und erfaßte seine Hand.

„Etelka, Du hast mir noch sehr Böses zu berichten. Verschweige nichts; ich werde es zu ertragen wissen."

Die junge Patriotin machte ihre Hand los und bedeckte damit das Gesicht.

„Daß ich es nimmer aussprechen dürfte!"

„Sprich es aus, Etelka!"

Eine Thräne trat in ihr schönes Auge. Sie blickte auf Ungarns ersten und edelsten Mann. Dann sprach sie in unnachahmlichem Tone, der ihren tiefsten Seelen-

schmerz nicht zu verbergen vermochte: „Görgei ist ein Verräther!“

Kossuth trat bei dieser mit solcher Bestimmtheit ausgesprochenen Behauptung einen Schritt zurück. Auf seinem ausdrucksvollen Gesichte malte sich Unglaube. Er erwiderte:

„Ein hartnäckiger und selbst ungehorsamer Kopf ist er, aber —“

„Hier ist von keinem aber mehr die Rede“, fuhr Etelka leidenschaftlich fort; „lies diese Briefe, und Du wirst mit Schrecken inne werden, daß kein wahres Herz für Ungarn in diesem Manne schlägt, daß er nur seinem Ehrgeize fröhnt, nur sein Interesse im Auge hat und darum bei der ersten Gelegenheit bereit ist, das Vaterland den Feinden zu überliefern.“

Sie legte mit diesen Worten eine Anzahl Briefe auf den Tisch, die von treuen ungarischen Patrioten herrührten und allerdings das jüngste Verfahren des betreffenden Generals in nur zu zweideutigem Licht erscheinen ließen.

„Sein Verrath“, fuhr Etelka fort, „datirt bereits seit jener Proclamation an sein Armeecorps, wo er die Sache der Armee von der des Vaterlands zu trennen bemüht war und, namentlich was die Offiziere anlangte, Mißtrauen und Unlust hervorzurufen suchte. Dieser Ver-

rath trat immer deutlicher zu Tage durch die Belagerung von Ofen. Anstatt, wie Du ihm befohlen, die Trümmer der österreichischen Armee bis Wien zu verfolgen und in Schönbrunn das Nationalbanner aufzupflanzen, was ihm ein Leichtes gewesen wäre, vergeudet er Zeit und Kraft, um als Bezwinger der Festung Ofen zu glänzen, welche letztere, umschlossen vom siegreichen Ungarnlande, ohnehin uns nicht lange widerstehen konnte. Dein Aufruf an die hunderttausend Bauern, welchen Du beabsichtigtest, würde vollkommen hingereicht haben, Buda unschädlich zu machen. Nicht in der Bezwingung dieser Feste ruhte das Heil Ungarns, sondern in dem Einzuge in Wien, wo tausend und aber tausend deutsche Herzen dem ungarischen Sieger und Befreier entgegenschlugen."

Kossuth, in den übergebenen Briefen blätternd, hatte schweigend zugehört. Dann sprach er: „Du hast aus meiner Seele gesprochen, Etelka, auch mein Herz hat ob Görgei's Eigensinn und Ungehorsam geblutet. Aber dieser Mann ist dermalen mächtiger als ich. Ich muß mich dem Unvermeidlichen fügen, noch immer in der Hoffnung, daß der Widerspenstige endlich in die rechte Bahn einlenke."

„Er ist nicht mächtiger als Du", erwiderte eifrig Etelka. „Dein Wort gilt noch immer mehr in jedem

braven Ungarherzen. Und weißt Du, was einem General, der die Befehle seiner Regierung nicht respectirt, gebührt?"

Kossuth schwieg. Er wußte, was Etelka damit sagen wollte. Nach einer Pause sprach er: „Görgei's nächstes Verhalten wird über sein Schicksal entscheiden. Beharrt er auf seinem widerspenstigen Kopfe, den ich eines Verraths noch nicht für fähig halte, dann, ja dann — Schlimm, sehr schlimm", fügte er hinzu, „daß es mit Ungarns erstem und befähigtstem General so weit gekommen ist."

Während aber im stillen Kabinet des Gouverneurs von Ungarn diese düstere Unterhaltung über die bedrohliche Lage des Vaterlandes gepflogen wurde, ging es in den Hotels und Schenkstätten von Debreczin um so lauter und sorgloser her.

Benno, welcher während seines Aufenthalts in Ungarn den edlen und biedern Charakter des Magyaren immer mehr kennen und schätzen gelernt hatte, saß im Gasthofe zum weißen Adler inmitten ergrauter Kriegskameraden beim traulichen Becher. Die geschlagenen Schlachten boten hinreichenden Stoff zur belebtesten Unterhaltung. Eine Hauptrolle spielten hier die Heldenthaten der ungarischen Husaren, die in der That auch Unglaubliches geleistet hatten.

„Ja", sagte ein ergrauter Honvedmajor, „das

macht, der Husar lebt und kämpft und stirbt für seine Heimat. Wenn auch die tapfern Honvedbataillone nichts zu wünschen übrig lassen und man ihrer Bravour nur die höchste Achtung zollen muß, bleibt das wahrhaft verkörperte Magyarenthum doch immer der Husar. Auf der Haide ist er geboren und groß geworden, auf der Haide hat auch sein Roß das Licht der Welt erblickt und ist mit ihm aufgewachsen. Auf der Haide hat er den ersten Czardas getanzt, das erste Mädchen geküßt, dort will er leben und sterben, denn dort wohnt sein Gott."

„Wie so sein Gott?" fragte Benno.

„Ja, sein Gott", fuhr der Erzähler fort, „sein Magyar Isten, der sich um die großen Welthändel nicht kümmern darf, der ein Ableger der großen Weltgottheit, blos für Ungarn lebt und daselbst herrscht. Der Magyar theilt nämlich seinen Gott nicht mit andern Völkern. Er hält sich und sein Land für bedeutend genug, um die Fähigkeiten eines Gottes ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen."

Ein zweiter der anwesenden Honvedoffiziere stimmte seinem Kameraden bei. „Ja", sagte er, „wer die Bravour des ungarischen Husaren kennen lernen wollte, der mußte vor allem der Schlacht von Isaszeg auf der Straße zwischen Pesth und Hatvan beiwohnen, wie ich die Ehre gehabt habe. Es war eine der blutigsten und

entscheidendsten. Windischgrätz war mit seinem Heere bis Gödöllö zurückgegangen, welches vermöge seiner Lage die trefflichste Position gewährte, die es immerhin geben kann. Der Fürst führte in Person das Centrum. Jellachich commandirte den linken, Schlick den rechten Flügel. Gegenüber stand Görgei als Obercommandant. Letzterer erkannte die Schwierigkeit eines Angriffs auf diese scheinbar uneinnehmbare Position. Er kannte aber auch seine Husaren. Nachdem alle Anordnungen zur Schlacht getroffen, ritt er zu einer Abtheilung derselben, die in Reih und Glied den Befehl zum Angriff kaum erwarten konnte. „Wer commandirt diese Truppen?" fragte Görgei. Ein alter Wachtmeister reitet vor und meldet sich als Führer, da sämmtliche Offiziere bei Kapolna theils getödtet, theils verwundet worden waren. „Bruder Husar", spricht nun Görgei, „Du siehst dort den waldigen Hügel, Du siehst auch die Reihen der Kaiserlichen und das Blitzen ihrer Waffen und Geschütze, welche letztere bald ihr Liedchen aufspielen werden. Dieser Hügel muß von Euch genommen werden. Es werden viele von Euch fallen, vielleicht die Hälfte, vielleicht die meisten, vielleicht alle, aber es gilt dem Vaterlande, Ihr werdet das Eurige thun."

Der alte Wachtmeister salutirt, dann wendet er sich zu seinen Leuten. Er wiederholt ihnen die Worte des

Oberfeldherrn. Dann mit einem Blicke zum Himmel spricht er laut und vernehmlich: „Zu Dir, mein ungarischer Gott, will ich jetzt beten. Du sollst uns bei unserm Unternehmen nicht helfen, aber" — er droht seinem Gotte mit der Faust — „hilf auch den Kaiserlichen nicht. Dort in jenem Gebüsch laß Dich nieder." Er zeigt mit der Hand dahin. „Dort hast Du nichts Anderes zu thun, als zuzuschauen. Aber das verspreche ich Dir, Du wirst Deine Freude haben, wie Deine Husaren arbeiten werden."

Kaum hat er geendet, als das erste Zeichen zum Angriff gegeben wird. Die Husaren setzen sich im Sattel zurecht. Beim zweiten Trompetenstoße schnaufen die Rosse, jeder Mann spricht mit dem seinigen ein paar freundliche Worte. Drittes Trompetensignal. Rotjo! Der Haufe donnert davon im rasenden Galopp. Roß und Reiter liegen langgestreckt, die Säbel blitzen, die Kanonen donnern, die Salven der Infanterie rollen. Alles vergebens. Mitten durchs fürchterlichste Feuer braust die tolle Schaar. Die Kaiserlichen vermögen solch infernalischem Anprall nicht zu widerstehen. Die Schlacht ist entschieden. Der alte Wachtmeister mit der Hälfte seiner Leute bedeckt den Kampfplatz. So kämpfen ungarische Husaren", fuhr der Erzähler fort und stieß sein Glas auf den Tisch. „Es gibt keine zweite Truppe in der ganzen großen

österreichischen Armee, die sich an Kühnheit, Gewandtheit und Präcision der Manöver, an Subordination und Verbissenheit mit ihnen messen kann. Die Alten gehen in der Schlacht wie im kleinern Gefecht den Jungen stets mit gutem Beispiel voran. Darum werden auch die Grauen, wenn sie nicht gar zu griesgrämig sind, von den Jungen mit großem Respect behandelt. Mancher Dienst wird ihnen ganz abgenommen, mancher erleichtert. Es herrscht ein gewisses patriarchalisches Verhältniß in der ganzen Truppe, das oft zu rührenden Scenen Veranlassung gibt und für die Moralität des Ganzen von sehr wohlthätiger Bedeutung ist."

„Ja", erzählte ein dritter der Gäste, „auch Frankreich, Rußland, England, Deutschland und andere Länder haben Husarenregimenter in ihren Heeren, aber es sind eben nur Cavalleristen in ungarischen Schnürenröcken. Es fehlt der Geist, das Pferd und der Magyar Isten. Deshalb erkennt auch der ungarische Husar alle fremden Husaren nicht als Kameraden an und läßt dieselben, solange er im Kampfe mit ihnen zusammentrifft, seine ganze Ueberlegenheit fühlen. Was letztern Punkt betrifft, kann ich selbst ein Beispiel aus meinem Leben anführen. Preußische und ungarische Husaren hatten in einem der Napoleonischen Kriege neben einander ein Bivouac bezogen. Ein Preuße tritt mit einem Glase Wein traulich

auf einen der Ungarn zu und trinkt auf das Wohl des „Bruder Husar". Der Ungar weist aber das angebotene Glas sanft zurück, und sich den Schnurrbart streichend sagt er: „Was Bruder! Nix Bruder! Ich Husar, Du Hanswurscht.""

Alle mußten lachen und der alte Major ergriff von neuem das Wort: „Uebrigens ist der ungarische Husar das gutmüthigste Wesen unter der Sonne und zugleich der lustigste Bruder in der Schenke. Er leert seinen Schoppen nie allein, sobald deutsche Reiter neben ihm sitzen. Nur ein zweibeiniges Geschöpf gibt es auf Erden, das ihm verächtlich und hassenswerth zugleich erscheint. Das ist der Banderialhusar, dieses Zwittergeschöpf zwischen Kroaten und Magyaren, diese Caricatur des echten Husaren, der wie der Kroat als Infanterist in der Militärgrenze den Reiterdienst verrichtet. Nie hat ein ungarischer Husar mit einem Banderialhusaren getrunken, nie wird er mit ihm an einem Tische sitzen. Eine Schlange wird er zertreten, wo er sie sieht, einen Wolf wird er jagen, mit einem Büffel sich balgen auf der Haide, mit einem Roßdieb sich raufen, den Banderialhusaren aber spuckt er an, wo er ihn findet. Bei Tapjo-Bicske standen wohl zum ersten Mal in diesem Kriege, vielleicht zum ersten Mal seit Menschengedenken ungarische Husaren den Banderialhusaren in der Schlacht gegenüber. Wenn Blicke tödten

könnten, so hätte es keines Kampfes bedurft, denn die Augen der Magyaren sprühten Tod und Verachtung gegen ihre unebenbürtigen Gegner. Da ertönt das Zeichen zum Angriff, und in demselben Augenblicke, wie von einem Gedanken erfaßt, stoßen die ungarischen Husaren den schweren Säbel in die Scheide, und mit einem gräßlichen Fluche, wie ihn keine andere Sprache wiederzugeben vermag, stürzen sie ohne Waffe mit verhängten Zügeln auf ihr verzerrtes Spiegelbild. So furchtbar und unwiderstehlich war der Stoß, daß die armen Kroaten von ihren Säbeln gegen die waffenlos Daherstürmenden keinen Gebrauch machen konnten. Mit bloßen Fäusten wurden die Banderialhusaren aus ihren Sätteln geschlagen oder an den Dolmans herabgerissen. Die Kroaten stürmten in wilder Flucht davon, die ungarischen Husaren verschmähten es, sie zu verfolgen. Sie beklagten sich aber bei ihrem Obersten, wie er sie solchen Leuten gegenüberstellen könne. Ein Veteranhusar sagte zu seinem Rittmeister, die Mädel aus dem Dorfe oder der Schatten ihrer Sporen wären hinreichend gewesen, solche Gesellschaft aus dem Sattel zu heben, worauf ein großes Register der auserlesensten Flüche folgte. Ins Militärhospital von Ofen wurden unlängst zwei Husaren gebracht; der eine war ein Banderialhusar, der andere ein zum Tode verwundeter Husar pur sang. Bald nachher tritt der Hospitalinspector

herein und fragt, ob nicht hier zwei Husaren untergebracht worden. „Nur ein Husar", ruft der Ungar, der im Todeskampfe die Frage hört. Spricht's und verscheidet."

Noch manche andere Anekdote und Eigenthümlichkeit ward über diese ausgezeichnete und originelle Truppengattung von den Anwesenden zum Besten gegeben, als der alte Major nochmals das Wort ergriff.

„Was mich", sprach er, „aber bei unsern Husaren vorzugsweise erfreut, ja gerührt hat, das ist die Liebe des Reiters zu seinem Rosse und umgekehrt. Das Ich des Husaren ist in seinem ganzen Leben die zweite Person, sein Roß die erste. Er trinkt nicht und sollte er verdursten, bevor sein Pferd nicht versorgt ist; er schläft nicht, wenn es nicht sein Heu im Stalle hat; er ißt nicht und sollte er verhungern, bevor nicht sein Rößlein im Hafer herumknabbert. Der Husar hält sich für so klug wie irgend ein Mensch auf der Welt, sein Pferd hält er aber für noch klüger. Er muß das wohl besser wissen als irgend Jemand, denn er sitzt stundenlang neben ihm im Stalle und spricht mit ihm und erzählt ihm Geschichten von Arpad und Matthias. Er stellt Fragen und beantwortet sie selber. Er vergißt oft über seinem Pferde Pfeife und Wirthshaus. Wenn er aus dem Stalle kommt, wo er sich mit seinem Rößlein un-

terhalten, macht er ein so zufriedenes Gesicht wie ein fleißiger Student nach einer profitablen Vorlesung. Oft ist es zu spät, um noch ins Wirthshaus zu gehen, „die Schmeichelkatz hat ihn wieder einmal aufgehalten". Von dem Reste seiner Löhnung kauft er sich eine Blase voll Tabak und um drei Kreuzer Seifengeist für sein Pferd. Ja, Seifengeist für's Pferd, das macht eine starke Rubrik im Budget seiner Ausgaben. Heu und Hafer liefert das Regiment, aber davon allein wird kein Pferd stark und gesund. Es braucht Seifengeist für seine Glieder, und den bezahlt der Husar aus seinem Beutel. Seifengeist für's Pferd ist seine Leidenschaft. Er möchte mit Gott schmollen, daß dieser das Wasser des Plattensees nicht zu Seifengeist gemacht hat. Unlängst bringt ein Husarencorporal einen feindlichen Offizier nebst Pferd gefangen ein. Der Oberst will ihn dafür mit der Medaille schmücken, aber der Corporal wehrt ab. „Es ist noch zu früh", sagt er; „vielleicht nach der nächsten Schlacht; jetzt hätt' ich eine andere Bitt'." — „Sprich sie aus, mein Braver", sagt der Oberst. „Gestrenger Herr Oberst, einen Zwanziger zu Seifengeist für mein Pferd!" Aber das Roß vergilt auch die Liebe seines Herrn. Es ist gegen ihn so fromm und sanft und wieder so wild und unbändig, wenn der Trompeter auf dem Schimmel zum Angriff bläst. Wenn aber der